Humoresken

für

Sopha und Eisenbahn-Coupé.

Von

A. von Winterfeld.

I.

Inhalt:

Berlin.

B. Behr's Buchhandlung (E. Bock)

27, Unter den Linden.

1868.

1.

Alles für meinen Sohn.

Alles für meinen Sohn.

In dem kleinen Ackerstädtchen Krautwinkel stand seit mehr denn hundert Jahren eine Escadron des xten Dragoner-Regiments.

Das ist aber schon eine Zeitlang her, denn seit der Armee-Reorganisation sind die Regimenter so durch einander geworfen worden, daß man gar nicht weiß, wo man seine alten Bekannten nun suchen soll, und die Escadron des xten Dragoner-Regiments hat auch ihr geliebtes Krautwinkel mit thränenden Augen verlassen müssen, um in einer größeren Stadt einquartiert zu werden, wo sie sich aber lange nicht so behaglich fühlt.

Seit dem umgestaltenden Jahre 1848 hat aber die Behaglichkeit überhaupt sehr abgenommen. Die Aufklärung ist gekommen; aber der liebe, süße Schlendrian ist dabei verloren gegangen.

Es war auch besser, daß die Escadron bei Zeiten von Krautwinkel fortkam, ehe sie es gewahr wurde, wie der böse Riß entstand zwischen Civil und Militair, der immer breiter und breiter wurde, bis endlich sogar getrennte Ressourcen-Lokale entstanden, was man früher gar nicht für möglich gehalten hätte.

Wenn sich die Escadron nun auch in der neuen Garnison unbehaglich fühlte, so blieb ihr doch jetzt die ungetrübte Rückerinnerung an Krautwinkel, und wenn man ihr erzählte, daß es dort auch anders geworden sei, so schüttelte sie lächelnd den Kopf und glaubte es nicht, und in diesem Glauben bestand der letzte Rest ihrer irdischen Glückseligkeit.

Zu der Zeit, in der unsere einfache Geschichte spielt, nämlich so zu Anfang der zwanziger Jahre, war das schöne Verhältniß zwischen dem Städtchen und seiner alten Garnison noch nicht getrübt, sondern es florirte gerade in seiner allergrößesten Behaglichkeit.

Bürger und Soldaten lebten wie eine Familie zusammen; die Stadt war stolz auf ihre Garnison. Der Garnison war wieder ihr Städtchen an's Herz gewachsen; die Officiere und Unterofficiere heiratheten, im Lauf der Jahre, die hübschesten Bürgertöchter weg, namentlich wenn sie ein Bischen Geld hatten, und zuletzt war es lauter Freundschaft und Verwandtschaft untereinander, und wenn ein Soldat und ein Bürger sich begegneten und sich tüchtig die Hände schüttelten, dann hörte man fast nie eine an-

dere Anrede, als „Gevatter, wie geht's?" und „Gevatter, wie steht's?" und dabei glänzten ihnen die Augen immer so freundlich im Kopf, als wenn sie sich noch viel mehr Liebes sagen möchten; aber als wenn sie nicht recht wüßten, was. In den verwandtschaftlichen Sammelnamen „Gevatter" hatte man in Krautwinkel alle Familienbeziehungen zu einander zusammengefaßt; denn bei den vielfachen Kreuz- und Quer-Verschwägerungen wäre es den guten Leutchen doch zu schwer geworden, den richtigen Grad herauszurechnen, und wenn sie das nun auch endlich zu Stande gebracht hätten, so würden sie sich doch fortwährend versprochen haben und über alle daraus entstehenden Confusionen wäre eine vernünftige Unterhaltung ja gar nicht mehr zu Stande gekommen.

So nannte sich Alles, was nah oder fern verwandt miteinander war, „Gevatter." Das hörte sich gut an und war bequem, und an einen Irrthum oder eine Confusion war dabei niemals zu denken.

Während der Freiheitskriege war das Städtchen allerdings mehrere Jahre verwaist gewesen; als aber endlich die hübschen, blanken Dragoner wieder zu dem alten, verfallenen Thor hereingeblasen kamen und als man gegenseitig die meisten der alten, ehrlichen Gesichter, nach langer Trennung, wiedersah, da schien es, als wenn das Band, das Garnison und Bürger umschlang, nur noch fester und unauflösbarer gezogen sei.

Der nun folgende lange und tiefe Friede, der wie ein erquickender Schlaf den großen Anstrengungen folgte, die das ganze Volk gemacht hatte, dämpfte dann zwar bald die erste, auflodernde Freude des Wiedersehens, führte aber dafür die Gesammtbevölkerung von Krautwinkel in jenen träumerisch beseligenden Zustand zurück, in dem die Langeweile zur Gewohnheit und dann die Gewohnheit zur Poesie wird, in einen Zustand, der wie die sanften, monotonen Klänge eines Wiegenliedes, seine großen Kinder in eine eigenthümlich schwankende Bewegung versetzt, in der wir oft nicht genau wissen, ob wir schlafen oder wachen.

Aber „träumen" thun wir, das ist gewiß, und das Träumen ist doch weit schöner als das Wachen.

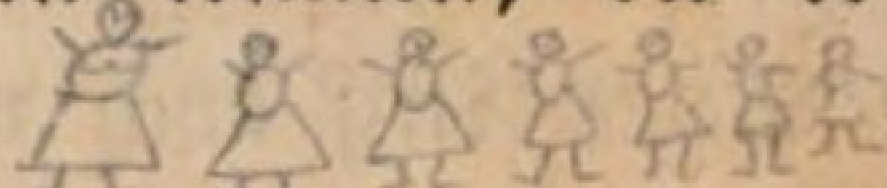
Bei der in Krautwinkel garnisonirenden Escadron standen nur vier Officiere: der Rittmeister von Sperling, der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen, und die beiden Seconde-Lieutenants Seelenberg I. und Seelenberg II.

Der Rittmeister und Escadronschef von Sperling, der schon lange vor der Campagne die damals hübsche Tochter des Magazin-Rendanten geheirathet und mit ihr sieben Töchter gezeugt hatte, die jetzt anfingen, von oben herab zu verblühen, war ein alter, baufälliger und, wie es die kavalleristische Sprache sehr bezeichnend ausdrückt, „knackschäliger" Mensch, der eigentlich nur noch gehalten wurde, weil er das eiserne Kreuz hatte; aber Major wurde



er bestimmt niemals und ein Regiment bekam er noch weit weniger.

Das wußte auch der alte Sperling sehr gut und deshalb gab er sich gewöhnlich ein so grimmiges und martialisches Ansehen, als wenn er vor lauter Diensteifer Alles mit Haut und Haar verschlingen möchte; neben diesem Wunsch aber, noch so lange wie möglich seine Schwadron zu behalten, bewegte noch ein anderer großer Gedanke fortwährend sein Inneres, nämlich der, vor seiner über kurz oder lang bevorstehenden Verabschiedung seine sieben Töchter bestmöglichst unter die Haube zu bringen, damit er und seine Frau dereinst ruhig und sorgenlos von der kleinen Pension leben könnten, die er zu erwarten hatten.



Sieben Töchter zu verheirathen, ist aber an und für sich schon keine leichte Sache; in einer kleinen Ackerstadt aber, wie Krautwinkel es war, wurde es zu einer colossalen Schwierigkeit.

Daß die Officiere hübsche Bürgertöchter geheirathet hatten, namentlich wenn sie ihnen eine Kleinigkeit mitbrachten, war allerdings häufig genug vorgekommen; daß jedoch die jungen, heirathslustigen Civilisten die Wahl ihrer Lebensgefährtin unter den Officierstöchtern getroffen hätten, war noch nicht dagewesen, so lange Krautwinkel Garnison hatte und das war, wie wir wissen, eine ziemlich geraume Zeit.

Wer sollte denn auch von den Civilisten heirathen? — Der Provisor verließ stets die Stadt, um sich wo anders zu etabliren; der Escadrons-Chirurgus war zu arm und kam ebenfalls weg, wenn er avancirte, und die Söhne der kleinen Kaufleute und Ackerbürger brauchten auch etwas in die Wirthschaft und ließen sich gewöhnlich von dem sehr praktischen Grundsatz leiten: Erst das Geschäft und dann das Vergnügen.

Reiche Bürger gab es aber wenig in Krautwinkel; da war blos der jetzige Magazin-Rendant, der hatte aber unglücklicherweise gar keine Kinder, geschweige denn Söhne; dann war der alte Tabackshändler Kraasch, der hatte eine verheirathete Tochter; das konnte also dem Rittmeister von Sperling auch nichts nützen, und zuletzt war noch die verwittwete Commerzien-Räthin Mispel, die hatte auch nur eine einzige Tochter, die beinahe [illegible] so in die Saat geschossen war, wie des Rittmeisters [illegible].

Was blieb dem reich gesegneten Vater also übrig, als seine drei Officiere, über die er Gewalt hatte, und die sich vielleicht aus Furcht, oder in der Hoffnung, sich eine mächtige Connexion dadurch zu erwerben, bewogen gefühlt hätten, eine Auswahl aus den sieben rittmeisterlichen Töchtern zu treffen.

Trotzdem der alte Sperling sich nun aber schon, seit vielen Jahren, die ersinnlichste Mühe gegeben hatte, sein Officiercorps durch alle erlaubten Mittel zur Liebe

zu entflammen, so war ihm dies doch bis jetzt total mißglückt und das konnte auch eigentlich gar nicht anders sein.

Der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen nämlich war ein so müder und passiver Mensch, daß alle Liebespfeile, die sein Rittmeister gegen ihn schleuderte, gänzlich ohnmächtig von ihm abprallten. Er saß gewöhnlich mit gerunzelter Stirn und in tiefe Gedanken versunken da, und wenn irgend Jemand ihn anredete, dann hob er langsam den Kopf, als wenn er aus einem schweren Traum erwachte, und antwortete jedesmal etwas aus dem Kapitel der Bahnreiterei, die ihm die wichtigste aller Wissenschaften dieser Erde schien.

Mit dem war also wenig oder nichts anzufangen, obgleich deshalb der Rittmeister seine Anfeuerungsversuche nicht aufgab. Er hatte sich einmal daran gewöhnt, alle Menschen verliebt in seine Töchter zu machen, und aus diesem Grunde konnte er jetzt gar nicht mehr anders; es war ihm eben zur anderen Natur geworden.

Nun blieben also blos noch die beiden Seconde-Lieutenants Seelenberg I. und Seelenberg II., aber die konnte der alte Sperling eigentlich nur für eine Person rechnen; denn wenn sie Beide rittmeisterliche Töchter geheirathet hätten, dann wäre Einer der Schwager des Anderen geworden, und das ging doch nicht gut an, weil der Eine schon der Vater des Anderen war.



Wenn man das heutzutage hört, dann scheint es Einem wunderbar und unglaublich; denn in unserer modernen Zeit, wo Alles schnell und eilig vorwärts geht, ist auch das früher so entsetzlich schwerfällige Avancement etwas auf den Trab gebracht worden, und ein Lieutenant mit grauen Haaren gehört doch jetzt schon zu den Seltenheiten.

Damals aber, in den zwanziger Jahren und auch noch bis achtundvierzig heran, war es anders; damals bekam wohl niemals Jemand eine Schwadron, ehe nicht das fünfundzwanzigjährige goldene Dienstkreuz mit dem blauen Bande seine Brust geziert hätte; damals wuchs die Runzel und das graue Haar auch noch auf Lieutenantsköpfen; ein Premier-Lieutenant galt stets für einen älteren, gänzlich passirten Mann, und mit den beiden Sternen im Epaulett kam auch in den meisten Fällen der Mondschein auf das graue Haupt.

Das ist ein unendlich trauriger Gedanke! —

Fünfzig Jahre alt geworden oder noch mehr; im Dienste ergraut und steife Knochen bekommen, eine Frau und ein Nest voll Kinder und trübe Aussichten überall, trübe der Blick in die Vergangenheit, trübe der Blick in die Zukunft. —

Außerdem, daß dem alten Sperling die beiden Se-onde-Lieutenants Seelenberg I. und Seelenberg II. lso nur für eine Person galten, war auch selbst auf diese ine Person nur außerordentlich wenig Hoffnung zu setzen,

denn sie waren ärmer als arm, und ehe selbst der Vater Rittmeister wurde, konnte auch schon die jüngste der sieben Töchter verblüht sein.

Früher, besonders nach der Campagne, fand man bei der Kavallerie sehr häufig ganz unbemittelte Officiere, während dies jetzt fast gar nicht mehr der Fall ist.

Der Lieutenant Seelenberg I. war sehr jung bei dem xten Dragoner-Regiment in Krautwinkel eingetreten, hatte anfangs von seinem Vater eine kleine Zulage bekommen, die nach dem Tode desselben aufhörte, weil sich gar kein Vermögen vorfand; dann hatte er später eine Frau genommen, die so viel mitbrachte, daß es doch im Anfang nothdürftig ging; dann war aber ein Kind gekommen, der jetzige Seconde-Lieutenant Seelenberg II., das Bischen Vermögen der Frau war allmälig zugesetzt worden, dann war diese gestorben und der Junge im Cadettencorps unentgeltlich erzogen worden.

Der Vater war unterdeß, im langsamen Lauf der langen Jahre, noch immer Lieutenant geblieben; sein Haar war leicht ergraut, die Runzeln hatten begonnen, ihre ersten Furchen zu ziehen, das fünfundzwanzigjährige goldene Dienstkreuz zierte längst wie eine wehmüthige Erinnerung seine Brust und trotz alle dem war er noch immer Lieutenant.

Der einzige Wunsch, der dem armen Seelenberg I. auf dem Herzen brannte, war der, seinen über Alles ge-

liebten Sohn bei demselben Regiment und bei derselben Schwadron eintreten zu lassen, bei der er selber stand.

Wie gesagt, das war sein Wunsch, und je länger er denselben im Herzen gehabt, desto fester hatte er sich dort eingenistet, desto unmöglicher wurde es ihm nach und nach, sich den lieben Gedanken wieder aus der Seele zu reißen, in der er schon zu tiefe Wurzeln geschlagen.

Seit zwanzig Jahre hatte er daher, bei der alleräußersten Sparsamkeit und Einschränkung, allmälig so viel zusammengebracht, daß er seinem Sohne, wenn derselbe das Cadettenhaus verlassen würde, die nöthigen Uniformsstücke und ein Pferd kaufen konnte; das zweite Pferd dagegen, was jeder Kavallerie-Officier haben muß, sah er sich gänzlich außer Stande zu erübrigen, namentlich da er nur noch einige Monate zum Sparen übrig hatte, weil sein Sohn dann, nach zurückgelegtem Examen, in die Armee eintreten sollte.

Der arme Lieutenant Seelenberg I. war beinahe in Verzweiflung. So nahe dem Ziel und nun fehlten ihm, nachdem er so lange, ach, so lange, gespart und sich Alles abgedarbt hatte, doch noch über hundert Thaler, um seinem Sohne das zweite nothwendige Pferd anzuschaffen. — Er dachte an seine Vergangenheit zurück und da fiel allerdings ein Stein des Vorwurfs auf seine Seele.

Er hätte in zweiter Ehe die Tochter der verwittweten Commerzien-Räthin Mispel heirathen können; das war vor zehn Jahren ein ganz hübsches Mädchen gewesen und Geld hatte sie auch, und die Mutter hätte sie ihm auch wohl gegeben, denn die alte Frau war ihm sehr gut und hatte ihn stets so freundlich angesehen, als wenn sie ihm wohl Muth machen wollte.

Da aber nun Jahre und Jahre vergingen, und er durchaus gar keine Anstalten machte, so hatte die alte Commerzien-Räthin doch zuletzt die Hoffnung aufgegeben, wodurch jedoch ihr freundschaftliches Verhältniß zum Lieutenant Seelenberg nicht gestört wurde; denn er besuchte sie nach wie vor und sie verplauderten manchen schönen Sommerabend miteinander in der hübschen Laube in Madame Mispels kleinem Garten.

Der Lieutenant Seelenberg machte sich jetzt nun Vorwürfe darüber, daß er die kleine Käthe Mispel früher nicht geheirathet hatte; dann besäße er jetzt unbedingt so viel Geld, um seinem Sohne ein zweites Pferd zu kaufen und er hätte ihm auch sogar eine ganz niedliche Zulage geben können. —

Er hatte auch gefühlt, daß das Mädchen ihn gern mochte und er konnte sie ebenfalls gut leiden, aber ein unerklärliches Etwas hatte ihn stets von dem entscheidenden Schritte zurückgehalten, und je länger die Bekanntschaft dauerte, desto mehr entfernten sich auch die Gedan-

ken des Lieutenant Seelenberg von dem ursprünglich gefaßten Plan.

Im Anfang konnte er ihr doch seine Jugend bieten, obschon er bereits Wittwer war und auch ein Kind mitbrachte, was ihm immer einem so jungen und wohlhabenden Mädchen gegenüber bedenklich erschien; zuletzt aber, als er alt geworden war, wagte er es gar nicht mehr, das verhängnißvolle Wort auszusprechen, ohne dabei zu bedenken, daß die Käthe auch mitgealtert hatte und trotz ihres Geldes nicht mehr die Ansprüche machen konnte, wie früher.

Mit einem Wort, sie hatten es Beide versäumt und nun war es wohl für Beide zu spät geworden.

Die Geschichte ging aber dem Lieutenant Seelenberg im Kopf herum, daß er sie gar nicht los werden konnte.

Schließlich kam er aber doch zu der Ueberzeugung, daß er jetzt unmöglich das Versäumte nachholen könnte, da es zu klar in die Augen springen würde, aus welchen Absichten er den so lange unterlassenen Schritt nun gethan habe.

Der Lieutenant Seelenberg wurde darüber ganz traurig, ging immer, in tiefe Gedanken versunken, einher und saß oft stundenlang an seinem alten Schreibspind und rechnete und rechnete, bis ihm die Augen übergingen und er seufzend die Feder aus der Hand legte, ohne zu einem befriedigenden Resultat gekommen zu sein.



Endlich schien ihm aber doch eine glückliche Idee den Kopf erleuchtet zu haben, denn, nachdem er wieder lange in seinem kleinen Zimmer auf- und abgegangen war, flog plötzlich ein Lichtstrahl der Freude über sein Gesicht, er ging mit zwei langen Schritten auf die Thür zu, öffnete dieselbe und rief mit lauter Stimme hinaus: „Dahlke!"

„Herr Lieutenant!" antwortete sofort eine Stimme, die von dem Hofe zu kommen schien, und wenige Augenblicke darauf hörte man ein Gepolter auf dem Flur, dann wurde die Thür aufgerissen und ein vierschrötiger Kerl stürzte eiligst in's Zimmer und blieb dann dicht an der Schwelle stehen.

Er trug eine Stalljacke von grauem Drillich, eine Militairhose, die fast gar kein Tuch mehr sehen ließ, sondern über und über mit Leder besetzt war und deren unzugeschnallte Trittrieme an den Seiten herabhingen, während die Füße in groben, blauen Strümpfen und etwas zu kleinen Holzpantoffeln steckten.

Das ist die Morgentoilette fast sämmtlicher Officierburschen, um die sie aber von den übrigen Soldaten sehr beneidet werden, weil diese gleich beim Aufstehen in den Dienst und deshalb auch sofort in die harten, kalten Stiefel fahren müssen.

„Dahlke!" wiederhohlte der Lieutenant Seelenberg, indem er seinen Diener mit einem strahlenden Gesicht anblickte.

Der Bursche, der nicht wußte, was das eigentlich zu

bedeuten habe, zog sein breites, gutmüthiges Antlitz mit den blauen Backen ebenfalls in freundliche Falten und rieb sich die Hände an den Hosen, wodurch er gewöhnlich seine Verlegenheit auszudrücken pflegte.

„Dahlke!“ sagte der Lieutenant Seelenberg zum drittenmal, indem er von seinen Gedanken dermaßen in Anspruch genommen zu sein schien, daß es ihm schwer wurde, dieselben in logischer Rede auszudrücken; „Dahlke! ich glaube, nun habe ich's heraus!“

Der Bursche machte ein pfiffiges Gesicht, das aber doch eine stark verlegene Beimischung erhielt und antwortete dann mit dem Ausdruck einer großen inneren Befriedigung:

„Na, das ist man sehr gut, Herr Lieutenant!“

„Ja!“ fuhr der Officier fort, „ich habe jahrelang darüber nachgedacht und bin zuletzt beinahe darüber verzweifelt, und nun habe ich doch ein Mittel gefunden, wie es gehen wird. — Weshalb braucht er denn zwei,“ sprach der Lieutenant Seelenberg weiter, indem er seine Zimmer-Promenade wieder begann und nur, ab und zu, vor seinem Burschen stehen blieb, um demselben fragend in's Auge zu blicken; „er hat ja vollständig an einem genug. — Nicht wahr, Dahlke?“

„Ja, Herr Lieutenant, das sollte ich auch meinen,“ entgegnete der Bursche, indem er ein nachdenkliches Gesicht machte.

„Ich habe ja zwei," fuhr der Lieutenant Seelenberg fort; „da kann ich ihm ja eins abgeben... und wen mir dann wieder eins fehlt... na... dann hilft er mir aus der Verlegenheit."

Dahlke warf einen verstohlenen, merkwürdig dummen Blick auf seinen Herren; da er aber die Entdeckung machte, daß dieser im vollen Ernst zu sprechen schien, so zwängte er in seine Mienen schnell einen Schimmer des Verständnisses und antwortete beistimmend:

„Ja wohl, Herr Lieutenant... dann kann er uns ja aus der Verlegenheit helfen."

Der Officier lächelte still und selbstzufrieden vor sich hin, blieb dann wieder vor seinem Burschen stehen und sagte mit einem listigen Zwinkern des Auges:

„Allerdings ist es eigentlich nicht in der Ordnung, Dahlke."

„Ja.. in der Ordnung ist es freilich nicht ganz," versetzte der Diener, immer mit der Miene eines weisen Rathgebers und tiefen Denkers.

„Aber ich denke, der Rittmeister wird nichts sagen," fuhr der Lieutenant, sich selbst beruhigend, fort.

„I, Gott bewahre!" sagte Dahlke, seinen dicken Kopf schüttelnd.

„Namentlich, wenn ich ihm sage, daß ich nur einen Burschen brauche," sprach der Officier weiter; „das ist ihm angenehm; dann behält er einen Mann mehr zum

Dienst in der Schwadron... und auseinanderzureißen brauchst Du Dich deshalb doch nicht," setzte der Lieutenant lächelnd hinzu.

Der Bursche machte ein etwas ängstliches ... und blickte seinen Herrn an, als wenn er die ... hegte, daß es mit dessen Verstande nicht ganz in ... sein könnte.



„Na, was sagst Du dazu, alter ehrlicher Da... fragte der Lieutenant, seinem Burschen vertraulich die Hand auf die Schulter legend. „Du kennst ja meinen Lieblingswunsch, meinen Sohn hier bei unserem Regiment zu haben; aber jetzt, wo er in wenigen Wochen aus dem Cadettencorps kommt, fehlte mir das Geld zur Anschaffung eines zweiten Pferdes für ihn; daran schien meine ganze schöne Idee zu scheitern. — Aber da ist mir ein Gedanke gekommen, Dahlke. Mein Junge, der künftige Herr Lieutenant, zieht hier zu mir in meine Wohnung, dann spart er die Miethe; ich kaufe ihm nur ein Pferd, dann haben wir zusammen drei und damit werden wir ur... schon durchhelfen, und Dir lege ich monatlich einen Tha... zu, dann wirst Du auch wohl mit uns Beiden fe... werden, nicht wahr, mein alter Dahlke?"

Auf dem Gesicht des Burschen waren während ... Rede seines Herrn die Abspiegelungen der verschiedenart... sten Empfindungen zu lesen gewesen.

Zuerst sah er aus, als wenn durch die Nacht der

Unklarheit einige helle Streiflichter des Verständnisses blitzten, die immer mehr und mehr um sich griffen, bis das ganze ehrliche Gesicht in hellen Freudenflammen stand. Dann zogen wieder leichte Schatten der Rührung über die glänzenden Mienen dahin, und die kleinen, hellblauen Augen wurden feucht in den Ecken und begannen zu plinken, und zuletzt ging das Antlitz in eine noch düstrere Färbung über und nahm einen fast beleidigten und vorwurfsvollen Ausdruck an.

„Na, was sagst Du dazu, Dahlke?“ fragte der Lieutenant noch einmal, da sein Bursche nicht antwortete.

Der ehrliche Kerl senkte den Kopf, schob die Schultern etwas hin und her, wie Jemand, der nicht recht weiß, wie er sich benehmen soll und schwieg noch immer.

Der Lieutenant nahm die Hand von seiner Schulter, blickte ihn mit einer beinahe schmerzlich getäuschten Miene an und sagte dann mit leiserem Ton:

„Das hätte ich nicht von Dir geglaubt, Dahlke. — Dann kann ich mir ja noch einen zweiten Burschen nehmen.“

Hier konnte es Dahlke aben nicht mehr länger aushalten, er erhob den Kopf wieder; die vorhin schon feucht gewesenen Augen flossen jetzt über, und er stieß, ärgerlich über seinen Herrn und eben so ärgerlich über seine Rührung, beinahe barsch und den gewohnten Respect fast gänzich aus den Augen setzend, heraus:

„Oh... das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt,

Herr Lieutenant, daß Sie mir würden einen Thaler anbieten, um den jungen Herrn Lieutenant mit zu besorgen... wenn der Herr Lieutenant darben und sparen und der junge Herr auch darben und sparen, um mit Ehren durch's Leben zu kommen, dann soll wohl der Bursche seinen Profit dabei machen... ih, das wäre ja eine Schande und eine Sünde... und Einem so etwas zuzutrauen... mir... der ich... aber, das sage ich Ihnen, Herr Lieutenant... ob ich nachher eingesperrt werde oder noch mehr.. das ist mir ganz egal... aber wenn mir der zweite Bursche in den Stall kommt, dann schmeiße ich ihn heraus, daß ihm alle Rippen im Leibe knacken sollen!"

Nach dieser heftig hervorgestoßenen Rede, die zuletzt durch das Schluchzen eines überwallenden Gefühls häufig unterbrochen wurde, machte er Kehrt, warf die Thür höchst respectwidrig zu, daß sich etwas Kalk von der alten, morschen Wand loslöste und auf die Dielen fiel, und dann hörte man das Klappern seiner Holzpantoffeln sich schnell über den Flur nach dem Hofe zu entfernen. —

„Braver Kerl!" sagte der Lieutenant Seelenberg, nachdem er eine ganze Weile unbeweglich gestanden. „Braver Kerl!"

Und dann wurden auch ihm die Augen feucht und er stellte sich an's Fenster und blickte auf die Straße hinaus, wo die kleinen Sperlinge fröhlich auf dem unebenen Pflaster umherhüpften, und bald hüpfte ihm das Herz

in der Brust eben so fröhlich wie die kleinen Vögelchen, die er gar nicht müde werden konnte, anzuschauen. — —

Seit den eben erzählten Ereignissen, in denen wir unserer eigentlichen Geschichte theilweise etwas vorgegriffen haben, waren mehrere Wochen verflossen, welche der kleinen Garnison Krautwinkel weiter keine Veränderung und Abwechselung gebracht hatten, als daß der Lieutenant Seelenberg II., der Sohn des Lieutenants Seelenberg I., in die Escadron eingetreten war.

Der Herr Rittmeister war noch immer von dem lebhaften Gedanken beseelt, seine sieben Töchter an den Mann zu bringen; der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen dachte eben so tief wie früher über die Verbesserung der Bahnreiterei nach, die er bekanntlich für die höchste aller Wissenschaften hielt, und die übrigen uniformirten und nichtuniformirten Bewohner des Städtchens lebten oder vielmehr vegetirten ganz in derselben Weise fort, wie sie es schon wer weiß wie lange gethan hatten.

In dem kleinen, einfenstrigen Zimmer des Lieutenants Seelenberg brannte bereits ein trübes Lämpchen, denn es war Abend und die langgezogenen Töne der Retraite, welche stets um neun Uhr dem Städtchen das Schlummerlied singen, waren bereits vor einem ganzen Weilchen verklungen.

Auf dem alten, hochlehnigen und baufälligen Sopha an der langen Wand saß in der einen Ecke der Vater u

rauchte eine kurze Marschpfeife, und in der anderen Ecke saß der Sohn und stützte gedankenvoll den Kopf in die Hand.

Der Lieutenant Seelenberg I. war trotz seiner achtundvierzig Jahre noch ein hübscher Mann. Groß und schön gewachsen und mit jenem Anflug von Corpulenz, die eine gewisse Würde verleiht, hatte er noch ganz volles, dunkles Haar, das nur an den Schläfen leicht zu ergrauen begann und einen keck gedrehten Schnurrbart, der dem sonst so treuen und gutmüthigen Antlitz den militairischen Ausdruck verlieh, der demselben sonst gefehlt haben würde.

Der Lieutenant Seelenberg II. sah seinem Vater eigentlich wenig ähnlich und schlachtete wohl mehr nach der Mutter.

Er war um einen Kopf kleiner, hatte einen dünnen und schmächtigen Körper, und das blasse und bartlose Gesicht würde man haben unbedeutend nennen können, wenn aus demselben nicht ein paar sehr kluge und geistvolle Augen geblickt hätten, die in diesem Moment aber von körperlichem oder seelischem Unbehagen getrübt und umflort waren.

„Ist Dir noch nicht besser, Fritz?“ fragte nach einer längeren Pause der Lieutenant Seelenberg I. den Lieutenant Seelenberg II.

„Nein, Vater,“ entgegnete der junge Mann, „mir liegt etwas in den Gliedern, als wenn ich das Fieber bekommen könnte.“

Der Lieutenant Seelenberg I. sah seinen Sohn besorgt an, nahm dann die kurze Marschpfeife aus dem Munde und sagte mit unendlicher Gutmüthigkeit:

„Da! rauche ein paar Züge, vielleicht thut Dir das wohl!“

„Ich danke, Vater,“ entgegnete der junge Mann, „das würde nur mein Kopfweh vermehren. Ich möchte mich lieber bald zu Bette legen und Du könntest mir wohl den Gefallen thun, die Wache für mich zu revidiren, ich habe heut du jour.“

„Von Herzen gern, lieber Junge,“ sagte der alte Officier; „es wäre vielleicht auch gut, wenn Dir Dahlke eine Tasse Camillenthee kochte, damit Du in der Nacht transpirirtest.“

„Du hast wieder zu viel gesessen und gearbeitet,“ setzte er dann hinzu; „das bekommt Dir nicht, Du hast eine zu schwächliche Gesundheit und solltest Dich lieber mehr im Freien bewegen, mehr reiten....“

Hier stockte er aber plötzlich und erröthete leicht; denn er dachte daran, daß er mit seinem Sohne zusammen nur drei Pferde habe, die im äußersten Grade geschont werden mußten, um nur für den Dienst der Escadron vorzuhalten.

„Wollte ich sagen, mehr spazieren gehen,“ verbesserte sich der alte Seelenberg; „Du müßtest gar nicht in der Stube sitzen, müßtest fortwährend fechten, turnen, auf

dem hölzernen Bock voltigiren; dann würde bald ein anderer Kerl aus Dir werden."

„Vater, ich glaube dennoch, daß das einzige Mittel, mich in meiner Carriere vorwärts zu bringen, das Studiren ist," entgegnete der Sohn; „unterrichtete Officiere werden in der Armee immer gebraucht, während so, wenn man nichts thut, als dem langsamen Laufe des Avancements folgen...."

Hier stockte aber der Sohn und erröthete... er hatte seinem Vater weh gethan, ohne es zu wollen, und diesen überschlich auch sogleich wieder die ganze Wehmuth und Trostlosigkeit seiner eigenen Lage, in die leider sein hoffnungsvoller Sohn mitverflochten war.

Der Alte ließ die Pfeife ausgehen und verfiel in tiefe Gedanken, und der Sohn wagte es nicht, ihn aus denselben zu wecken und starrte ebenfalls wieder vor sich hin.

„Armer Junge!" begann endlich der alte Officier wieder, „Du hast Recht; Du könntest Dir durch Deine Fähigkeiten wohl forthelfen in der Welt, aber unsere Armuth und mein schlechtes Avancement sind der ewige Hemmschuh, der Dich nicht vorwärts kommen läßt. — Deine große strategische Arbeit, die Du neulich dem Herrn Divisions-Commandeur eingeschickt hast, war ausgezeichnet und hat Dir ja auch ein lobendes und anerkennendes Schreiben eingetragen; Du würdest unfehlbar das Examen zur Kriegsschule brillant bestehen, aber da fehlen wieder

die unglücklichen Mittel... ganz ohne Zulage kannst Du ja in Berlin gar nicht existiren, und wie soll ich denn das Geld schaffen, ich, der ich Dich hier in Krautwinkel nur dadurch erhalten kann, daß wir zusammen wohnen und gemeinschaftlich drei Pferde und einen Burschen haben."

„Laß gut sein, Vater," entgegnete der Sohn, „vielleicht giebt es auch für uns noch eine Hülfe, und mir ist immer so zu Muthe, als wäre sie schon recht nahe. Der tröstende Gedanke hält mich auch noch aufrecht, sonst würde ich das viele Arbeiten gar nicht mehr aushalten können."

Der alte Officier seufzte so recht aus tiefster Seele und sah seinen Sohn mit einem langen, schmerzlichen Blick an.

Dann stand er auf und rief nach dem Burschen, der auch sogleich mit seinen schweren Holzpantoffeln wieder angepoltert kam.

„Dahlke," sagte der bekümmerte Vater, „der Herr Lieutenant ist nicht wohl, ich werde für den Herrn Lieutenant die Wache revidiren."

„Sehr wohl, Herr Lieutenant!"

„Dahlke! — Du kannst dem Herrn Lieutenant eine Tasse Camillenthee kochen, damit er die Nacht ordentlich transpirirt."

„Was soll er ordentlich machen?" fragte der Bursche mit einem verwunderten Gesicht.

„Ich soll schwitzen, Dahlke," erklärte lächelnd der

junge Officier, „also koche nur, weil es der Herr Lieutenant nun doch einmal so haben will.“

„Sehr wohl, Herr Lieutenant!“

„Nimm aber nicht wieder Tabak anstatt Thee, Dahlke, wie Du es neulich einmal gemacht hast,“ sagte der Vater; „das würde bei dem Herrn Lieutenant schlimmere Folgen haben, als sie bei mir gewesen sind.“

„Ach, Herr Lieutenant, das passirt mir nicht wieder,“ entgegnete sehr verlegen der Bursche; „das war nur daher gekommen, weil in beiden Düten nur noch ein paar Krümelchen waren, deshalb hatte ich sie verwechselt.“

„Und dann kannst Du beim Herrn Lieutenant wachen, bis ich zurückkomme,“ fuhr der Vater fort, sich den Säbel umschnallend und die Mütze aufsetzend; „es ist mir dann doch ruhiger zu Muthe.“

„Sehr wohl, Herr Lieutenant!“

„Daß Du Dich nicht unterstehst, Dahlke,“ flüsterte ihm der Sohn zu; „der Herr Lieutenant behandelt mich gerade wie ein kleines Kind; wenn ich zu Bett bin und den Thee getrunken habe, kannst Du gehen, Dahlke.“

„Sehr wohl, Herr Lieutenant!“

„Na, gute Besserung, Fritz,“ sagte der alte Officier, seinem Sohn noch einmal freundlich zunickend und dann aus dem Zimmer schreitend.

„Danke, Vater!“ sagte der Sohn, indem er aufstand, um sich zu Bette zu begeben.

Und Dahlke kochte seinem jungen Herrn Lieutenant Thee; dann war er aber in der größten Verlegenheit, ob er die Befehle des Letzteren oder die seines alten Herrn Lieutenants befolgen sollte.

Nachdem er eine ganze Weile darüber nachgedacht, schien er endlich einen Ausweg gefunden zu haben, denn er murmelte stillvergnügt vor sich hin:

„Der Alte sagt, ich soll bei dem Jungen wachen, und der Junge schickt mich zu Bett; ich glaube, da ist es am Besten, wenn ich jedem meiner beiden Lieutenants zur Hälfte gehorche."

Und nachdem er also gemurmelt, holte er sich aus seiner Kammer einen hölzernen Schemel und setzte sich vor die Stubenthür auf den Flur.

„Wenn ihm nun etwas ankommt, dann kann er mich doch abrufen," sagte er leise vor sich hin, und dann überließ er sich seinen weiteren Gedanken. — —

Als der Lieutenant die Wache revidirt hatte, befand er sich noch in einer innerlich so erregten Stimmung, daß es ihm ganz unmöglich war, gleich wieder nach Hause zu gehen, obgleich er wußte, daß sein Sohn sich nicht ganz wohl befände.

Dahlke wachte ja auch übrigens bei ihm, und auf den konnte er sich verlassen, wie auf sich selbst.

Als die Dragoner also wieder in das Wachtlokal hineingeklappert waren, und der Posten vor dem Gewehr ruhi

und gleichmäßig auf- und niederschritt auf der mondbeglänzten Seite des großen, regelmäßigen Marktes, begab sich der Lieutenant Seelenberg I. auf die dunkele Hälfte desselben, um durch einen Gang in der erquickenden Abendkühle sein inneres Gleichgewicht wieder herzustellen und halblaut mit sich selber zu sprechen, was bekanntlich zu einem weit klareren Gedankengange verhilft, als wenn die Worte ganz unausgesprochen bleiben.

Das kleine Ackerstädtchen war schon friedlich und still; denn die Nacht hatte längst ihren dunklen, sanften Schlummermantel über die Straßen und Gassen gebreitet und selten nur schimmerte hier und da noch ein Lichtchen durch die schwarzen, verschlossenen Laden, oder in den oberen Stockwerken erglänzte ein trübes Fenster von dem trübhellen Schein einer dürftigen Oellampe.

Die alten Häuser, die bei Tage so hübsch bunt bemalt waren, sahen jetzt ganz pechschwarz und ordentlich geisterhaft aus, als wäre es bei Nacht plötzlich eine andere Welt geworden und als wären die jetzigen Häuser nur die Gespenster der vorigen, oder als schliefen sie einen tiefen, verzauberten Schlaf; denn entweder lehnten sie sich todtmüde aneinander, oder waren in die Kniee gesunken, oder ließen schläfrig die Schultern hängen; schlechte, zerbrechliche Gehäuse für den vertrauenden, schutzlosen Schlaf.

Als der Lieutenant Seelenberg I. so an der dunklen Häuserreihe entlang schritt, konnte sein aufmerksames

Ohr in der fast lautlosen Stille der Nacht beinahe die Träume belauschen; denn durch die dünnen, undichten Lehmwände gab sich, hie und da, ein inneres Regen kund, und bald vernahm der alte Officier ein tiefes, dröhnendes Schnarchen, bald dumpfe, klagende, gepreßte Seufzer, bald einen schlurrenden Tritt, der ruhelos in dem Zimmer umherschlich, bald das gedämpfte Schreien eines Kindes aus einem hinteren Gemach.

Des Nachts ist die Seele des Menschen weit empfänglicher für äußere Eindrücke als bei Tage, deshalb wirkten auch alle diese beängstigenden Klagelaute in einer ganz eigenthümlichen Weise auf den guten Lieutenant Seelenberg I.

Es war ihm zu Muthe, als wenn sich ein schwerer, bedrückender Alp ihm auf's Gewissen senkte, der ihm das bange Herz zusammenpreßte, daß er hätte laut schreien mögen.

Er dachte an seinen kranken Sohn zu Hause, er dachte an sich selber, an seine Armuth und Hoffnungslosigkeit, die bereits anfing, sich auch seinem einzigen, über Alles geliebten, Kinde mitzutheilen; er dachte an die Zukunft, die ihnen Beiden bevorstand und die keine Blumen mehr für das Leben zu versprechen schien.

Was hatte er selber noch zu erwarten? Im besten Falle bekam er noch einmal eine Schwadron; aber wie lange konnte er sie noch haben, dann wurde er zu alt für

seine bescheidene Stellung und man versetzte ihn in den Ruhestand mit 500 Thalern Pension. Und ehe er wirklich Rittmeister wurde, war ja sein hoffnungsvoller Sohn auch längst verkümmert aus Mangel an Unterstützung und ging dann demselben trostlosen Schicksal entgegen, das er selber bereits durchgekostet hatte.

Aber, war das auch wohl ganz allein die Schuld des Schicksals? — Hatte er gar nichts dazu beigetragen, daß er jetzt so arm und unglücklich war?

O, ja! — Er hatte gewiß auch seinen Theil an dem Unglück seines verfehlten Lebens; seine Bescheidenheit, für die er es früher gehalten hatte, war Trägheit und Mangel an Energie gewesen; er hatte nie zu einem Entschluß kommen können und deshalb hatte ihn auch das Glück vergessen; weil er niemals auch nur den kleinsten Schritt gethan hatte, um ihm entgegenzugehen.

Er hatte die Campagne mit Auszeichnung mitgemacht und war nur durch eine ganz besondere Ungunst der Verhältnisse nicht zum eisernen Kreuz gekommen, während Viele mit demselben decorirt worden waren, die sich weit weniger ausgezeichnet hatten, als er.

Seine Vorgesetzten waren stets mit ihm zufrieden gewesen, und wenn er auch kein glänzender Kopf genannt werden konnte, so war er doch ein tüchtiger, gewissenhafter, praktischer Officier, der seinen Dienst stets zur allgemeinsten Anerkennung gethan hatte, und dem sollte doch

wohl eine Bitte freigestanden haben, namentlich wenn er sie nicht einmal für sich that, sondern für seinen weit fähigeren und hoffnungsvolleren Sohn. Für Andere zu bitten ist es ja überhaupt weit leichter als für sich selber.

Und dann vor allen Dingen die Geschichte mit Käthchen Mispel. — Die Mutter hatte es ihm ja so nahe gelegt, daß er nur das Wort auszusprechen brauchte, und ihre Hand ruhte in der seinen und die goldenen Ringelein wurden gewechselt.

Wie stände er jetzt da in der Welt, wenn er das hübsche Mädchen mit dem hübschen Vermögen sein eigen nannte; was könnte er da für die Ausbildung und das Fortkommen seines Sohnes thun, während er jetzt durch seine unglückliche Schlaffheit das Glück dreier Menschenleben zerstört und vernichtet hatte.

An ihm selbst war freilich nicht viel gelegen, aber sein Sohn, sein armer, unglücklicher Sohn, und die arme Käthe auch, die er vergebens mit falschen Hoffnungen hingehalten hatte, bis es auch für sie zu spät geworden war, bis auch sie ihre stille Treue mit ewiger Entsagung bezahlen mußte.

Der alte Lieutenant seufzte so recht tief und schmerzlich auf und rang die Hände in den alten, verwaschenen Handschuhen, und blickte mit feuchtem Auge zu dem gestirnten Himmel empor, als wolle er in einem Gebet ohne Worte, das oft das brünstigste ist von allen, dort

Trost und Hülfe erflehen gegen den hoffnungslosen Jammer seines Lebens.

Da fiel sein Blick auf den Mond, auf den lieben, freundlichen Mond, dem schon so viele Unglückliche ihr Leid geklagt haben und der mit seiner milden, stummen Sprache schon so unendlich viele Schmerzen gelindert hat.

Nachdem er eine Weile den stillen, nächtlichen Beichtvater angeschaut und ihm in unausgesprochener Form seine Leiden geklagt hatte, wurde ihm schon freier und leichter um's Herz; der, ebenfalls nicht in Worte gekleidete, Trost begann auch bei ihm zu wirken und die bedrängte Brust athmete schon wieder mit etwas mehr Lebensmuth.

„Aber, ist denn das durch mich verschuldete Unglück nicht mehr gut zu machen?" sprach er leise vor sich hin, indem er wieder langsam auf und niederzugehen begann. „Sollte es mir denn nicht gelingen, den Fluch von den beiden Wesen zu entfernen, die ich mit demselben belastet habe?"

Der gute Lieutenant verfiel nach dieser gewichtigen Frage in tiefe Gedanken, aus denen er erst nach einer geraumen Zeit erwachte.

„Mich selbst muß ich dabei nur insofern in's Spiel bringen," fuhr er dann wieder in seinem leisen Selbstgespräch fort, „als ich meine eigene Person gar nicht beachte, von meinem eigenen Glück und Wohlergehen vollständig abstrahire, mich zum Opfer bringe, um den beiden

Anderen aus dem Aschenhaufen meiner irdischen Seligkeit einige Blumen ersprießen zu lassen. Aber wie fange ich das an? — Die Zeit drängt und ich muß handeln, ehe ein neues Unglück geschieht. — Was sagte vorhin der arme Junge, als ich eben gehen wollte? — Laß gut sein, Vater, vielleicht giebt es auch für uns noch eine Hülfe, und mir ist immer so zu Muthe, als wäre sie schon recht nahe. — Der tröstende Gedanke hält mich noch aufrecht, sonst würde ich das viele Arbeiten gar nicht mehr aushalten können. — Das waren seine Worte, wenn also nicht bald Rettung kommt, dann ist es vielleicht überhaupt schon zu spät."

Hier unterbrach sich der Lieutenant Seelenberg I. wieder, versank abermals in tiefe Gedanken und fuhr dann mit etwas schnellerem und belebterem Wortfluß fort:

„Der Junge hat eine so vortreffliche strategische Arbeit an den Divisions-Commandeur eingeschickt, die auch von demselben nach Gebühr anerkannt worden ist . . . hm . . . der alte Rittmeister Sperling ist mir auch wohlgewogen . . . wenn ich die Bitte an ihn wagte, daß er meinen Jungen zu einem Orden vorschlüge. Das ist bei einem so jungen Officier eine große Seltenheit und Auszeichnung und hilft gut vorwärts . . . vielleicht fällt auch wohl der Umstand etwas in's Gewicht, daß ich selber zum eisernen Kreuz vorgeschlagen war und dasselbe durch eine ganz besondere Ungunst der Verhältnisse nicht erhalten

habe... eben so gut wie die Sünden der Väter heimgesucht werden sollen an den Kindern, eben so gut könnte dies doch auch wohl mit ihren Tugenden der Fall sein... wahrhaftig, ich glaube, ich kann's wagen, wenn ich den Alten einmal in recht guter Stimmung finde. — Das wäre schon ein bedeutender Schritt weiter für meinen Sohn.... aber was thue ich denn nun für das arme Käthchen Mispel?" —

Hier schien plötzlich ein Gedankenblitz die hohe Gestalt des alten Lieutenants zu durchzucken, er stand still, sein Auge leuchtete in wunderbarer Weise und er murmelte in den gedämpften Tönen einer mächtigen inneren Erregung vor sich hin:

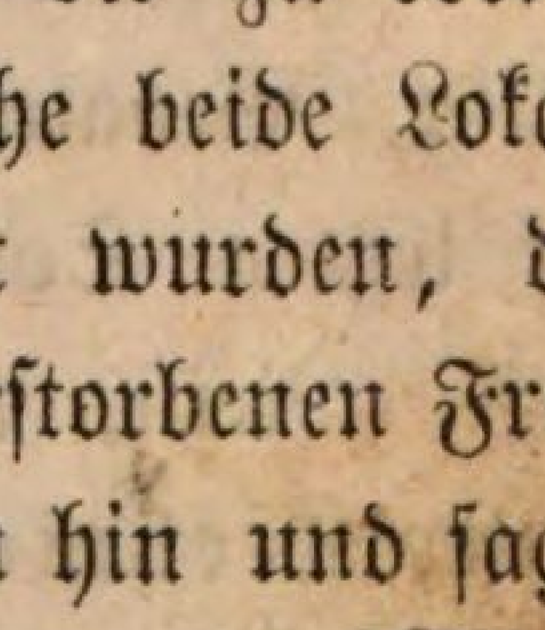
„Das ist eine Idee! — Ich habe ihre Liebe zurückgewiesen und sie ist mir treu geblieben dadurch, daß sie sich keinem anderen Mann verlobte.... mich selber kann ich ihr nun nicht mehr anbieten, denn meine Jugend und Schönheit ist dahin, und ich stehe an dem Rande des Alters... aber meinen Sohn will ich ihr zuführen... meinen Sohn, den jugendfrischen, hoffnungsvollen Jungen, er möge ihr ein Ersatz sein für den treulosen, verlorenen Vater, er möge ihr das Glück geben, daß ich ihr entzog, und sie wird ihn lieben, weil ich ihn liebe, wie er ihr zugethan sein wird, wie ich es war... und wie ich es noch heute bin!"

„Am morgenden Tage soll der Gedanke in's Werk gesetzt werden," fuhr der alte Lieutenant immer lebendiger

werdend fort, „ich will mit dem Rittmeister sprechen, ich will mit der Commerzien-Räthin Mispel sprechen; aber dem Jungen sage ich noch kein Wort davon, dem muß ich eine Ueberraschung bereiten, die ihn mit einem Male gesund machen wird. — Was ist denn auch dabei zu riskiren? — Den Orden wird er schon nehmen und das Mädchen auch, wenn sie auch ein Bischen älter ist als er; das thut dem ehelichen Glücke keinen Eintrag... und dann kennen sie sich ja schon lange... er ist ja bei Mispels wie das Kind im Hause... ich glaube nicht, daß ich da eine Fehlbitte thun werde, wenn ich für ihn um Käthchens Hand anhalte."

Nach diesem jetzt in seiner Seele klar gewordenen Entschluß stürmte der Lieutenant Seelenberg I. mit langen Schritten aus der beschatteten Hälfte des Marktes wieder auf die mondbeglänzte hinaus, ging noch einmal an dem Posten vor dem Gewehr vorbei, der ihn anrief, als wenn die Stadt in Belagerungszustand erklärt wäre, und bog dann in die lange Straße ein, die bei dem Ressourcen-Lokal vorbeiführt und in der auch seine Wohnung lag.

Als er bei der Ressource vorbeikam, die zu ebener Erde neben dem Materialladen liegt, welche beide Lokale von dem dicken Herrn Kiehme verwaltet wurden, der noch ein weitläuftiger Verwandter seiner verstorbenen Frau war, blieb er stehen, blickte nach dem Laden hin und sagte wieder zu sich selber:



„Ich möchte dem Jungen eigentlich eine Düte Zuckerkandi mitbringen... er hat es ja so auf der Brust... da kann er heute Abend noch ein Bischen lutschen; dann ist es morgen gewiß schon bedeutend besser.“ —

Und mit diesen Worten ging er schnell über den tiefen Rinnstein die beiden Stufen hinauf, öffnete die leicht beschlagene Glasthür, die an die laut tönende Klingel schlug, und trat in den Laden, aus dem ihm ein merkwürdig gemischter Geruch von Kaffee, Cichorien, Schnupftaback und sauren Gurken entgegenströmte.

Bei dem lauten Ton der Glocke öffnete sich sogleich die Thür, welche aus dem Laden in die Räume des Ressourcen-Lokals führt und Herr Kiehme, in höchsteigener Person, begleitet von einem ganzen Strom Tabacksdampfes, der sich ihm durch die halb offen gelassene Thürspalte nachdrängte, trat in den Laden.

„J, sehen Sie einmal, Gevatter Seelenberg,“ rief der kleine, dicke Kiehme, als er den Lieutenant erkannte; „das ist doch nochmal 'ne Ueberraschung. — Was ist denn los bei Euch zu Hause? — Ist Dahlke krank, daß Sie heute selber kommen müssen? — Na, was ist denn gefällig, Gevatter Seelenberg, ein Päckchen Taback von der letzten Sorte, wie?“

„Nein, mein Junge ist mir unwohl geworden, Gevatter Kiehme,“ entgegnete der Lieutenant; „und da wollte ich ihm eine Düte Zuckerkandi mitnehmen; er hat es

so auf der Brust und ich denke, das soll ihm gut thun."

„J, nun sagen Sie einmal an, Gevatter Seelenberg," krähte der kleine Kiehme wieder los; „also unser Fritz ist uns krank geworden und hat es auf der Brust; da wird Euch aber der Zuckerkandi nicht viel helfen, Gevatter Seelenberg; aber wißt Ihr was, kommt so lange ein Bischen 'rein; ich will Euch 'nen ordentlichen Hoppelpoppel machen lassen, der thut eine bessere Wirkung, die Versicherung kann ich Euch geben."

Der Lieutenant zauderte noch ein Bischen und überlegte es sich schnell, was der Hoppelpoppel wohl kosten könnte und was er denn da im Ressourcen-Lokal verzehren sollte, während er auf den Hoppelpoppel wartete; denn geben lassen mußte er sich etwas, das ging doch nicht anders; da hätten dann die Andern darüber gesprochen und „so viel zu Ehre und Anstand muß immer sein," das war einmal sein Grundsatz bei allen Vorkommenheiten des Lebens.

Der kleine Krämer aber ließ seinen quasi Verwandten das schwierige Rechenexempel gar nicht bis zu Ende bringen, sondern machte schnell die Klappe vom Ladentisch auf, zog den Lieutenant hindurch und rief mit beinahe ärgerlicher Stimme: „Na! was soll denn das heißen? Es wird mir doch wohl erlaubt sein, meinem Pathen eine Tasse Hoppelpoppel zu schicken? — Gleich 'reingekommen,

Gevatter, setzt Euch nur hin, es soll gar nicht lange dauern!"

Mit diesen Worten zog der kleine Kiehme den Lieutenant durch die halb offen gelassene Thür in die Räume des Ressourcen-Lokals.

Dasselbe bestand aus zwei größeren Zimmern und einem kleineren. Zuerst trat man in das Billardzimmer, in dessen Mitte das Instrument stand, an dem sich eben zwei junge Menschen abquälten, die Bälle auf dem fettigen grünen Tuchüberzug herumzustoßen. Ueber dem Billard hing eine trübe Oellampe, die melanchonisch gen Himmel blakte und die Stelle oben am Plafond schon ganz schwarz gefärbt hatte, und in jeder Ecke des besagten Zimmers stand ein Spieltisch, an welchem mit tiefstem, heiligstem Ernst einige der Honoratioren von Krautwinkel saßen, gewaltige Tabackswolken von sich blasend, die sich über ihnen zu einer baldachinartigen Wolke vereinigten, die trübe und schwer in der trüben und schweren Atmosphäre schwamm.

Die guten Honoratioren des Städtchens halten die nicht ganz sauberen Karten ungeschickt in ihren dicken, ungelenken Fingern, machen sich jedesmal Daumen und Zeigefinger naß, wenn sie ausspielen wollen und beginnen nach jedem beendigten Robber einen ohrenzerreißenden Streit, in welchen die herumstehenden, zuschauenden Kritiker mit einer Energie und einer Zähigkeit einstimmen, die den Guelfen und Ghibellinen Ehre gemacht haben würde.

Als der Lieutenant Seelenberg das Billardzimmer durchschritt, wurde ihm eigentlich, trotzdem er hier ein äußerst seltener Gast war, gar keine Aufmerksamkeit zugewendet, denn die Whist- und Billardspieler waren mit solchem Eifer bei ihrer Sache, daß sie für nichts Anderes in der Welt Sinn zu haben schienen.

Der gute Lieutenant trat in das daranstoßende Speisezimmer, von wo die Treppe nach der Küche hinabführt und in dessen Mitte sich ein mit Wachstuch bezogener Tisch befindet, an welchem die kleine Gesellschaft unbeweibter Krautwinkler bereits ihr Abendbrod eingenommen zu haben schien, denn die Teller und Servietten waren bereits abgeräumt und vor jedem der beiden noch an der Tafel übriggebliebenen Herren stand ein Glas Grog, das anmuthig duftete und lustig gen Himmel dampfte.

Die beiden im Speisezimmer übrig gebliebenen Herren waren der alte Rittmeister von Sperling und der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen, die in so tiefer Unterhaltung begriffen waren, daß sie Anfangs die Ankunft des Lieutenants Seelenberg I. gar nicht einmal gewahr wurden.

Dieser setzte sich daher an das äußerste Ende des Tisches und während er noch hin und her überlegte, was er sich wohl sollte geben lassen, brachte der Kellner schon unaufgefordert ein Glas Grog und eine gestopfte Pfeife mit einer schönen Empfehlung von Herrn Kiehme, der

auch gleich kommen würde, sowie der Hoppelpoppel fertig wäre, den er selbst einrührte.

Die beiden Officiere unterhielten sich also sehr eifrig miteinander; das heißt der alte Rittmeister von Sperling sprach eigentlich allein und der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen hob nur von Zeit zu Zeit seinen müden Kopf empor und warf eine tiefsinnige Bemerkung dazwischen, die aber gewöhnlich durchaus nicht zu dem paßte, was vorangegangen war.

Der alte Escadronchef befand sich natürlich bei seinem Lieblingsthema, oder vielmehr bei dem einzigen, das er überhaupt außerhalb des Dienstes abhandelte, das heißt, er bohrte förmlich in seinen Premier-Lieutenant die Gründe hinein, weshalb dieser sich verheirathen sollte, und that dabei alles Mögliche, um seine sieben Töchter in das rosenrotheste Licht zu stellen, während der Premier-Lieutenant, der niemals an etwas Anderes dachte, wie an seine geliebte Bahnreiterei, stets aus diesem Wissenszweige heraus die Antworten auf des Rittmeisters Fragen und Vorschläge gab.

Der alte Sperling war schon ganz roth im Gesicht vor Eifer und hatte sich über den Tisch gebeugt, um seinem Premier-Lieutenant auch räumlich die Gründe näher zu bringen, die er ihm in die Seele trichterte, während von Schwülenhagen auf seinem Stuhl zurückgelehnt saß, den Kopf auf die Brust gesenkt und die Beine weit unter den Tisch gestreckt hatte.

„Wie ich Ihnen sage, Premier-Lieutenant,“ eiferte der alte Sperling mit halblauter Stimme weiter; „ich habe Ihren Zustand erkannt: Sie sind krank und werden noch kränker werden, wenn Sie Ihren Lebenswandel nicht ganz anders einrichten. Ich wüßte schon ein Mittel für Sie, wodurch Sie gesund werden sollten.“

Von Schwülenhagen hob den müden Kopf etwas empor, sah den Rittmeister eine ganze Weile mit tiefem Ernst an und entgegnete dann mit einer entsetzlich trockenen Stimme:

„Ja ja, ich glaube auch, ich muß täglich noch ein Pferd mehr reiten, sechse sind mir noch nicht genug.“

Der Rittmeister machte ein eigenthümliches Gesicht, schien im Augenblick nicht zu wissen, was er darauf erwidern sollte, fuhr aber dann bald in seinen Bohrversuchen fort, indem er sagte:

„Macht doch nicht immer solche Witze, Schwülenhagen; Ihr seid ein Schalk, aber das thut nichts, im Gegentheil, bei den zarten Geschöpfen kann ein gewisser Grad von Leichtigkeit nicht schaden, das ist jedenfalls besser, als zu große Härte!“

„Ach, du lieber Gott,“ seufzte der Lieutenant Seelenberg I., an seinem Grog nippend, „der Herr Rittmeister bietet schon wieder seine Töchter an, das ist eine unglückselige Eigenschaft von dem alten Mann!“

„Sehr richtig, sehr richtig!“ sagte gleich darauf von

Schwülenhagen, indem er den Rittmeister mit einem unendlich tiefdenkenden Gesicht anblickte; „das ist auch vollkommen meine Ansicht. Die jungen, zarten Remonten können gar nicht leicht und spielend genug behandelt werden; zu große Härte der Faust kann sie verderben für das ganze Leben."

„Gott sei gelobt!" dachte der Lieutenant Seelenberg I., wohlgefällig einen größeren Schluck Grog nehmend; „ich habe mich geirrt, sie sprechen beide über Pferde; das ist aber etwas Seltenes beim Herrn Rittmeister."

Was den Letzteren betrifft, so war er durch die Antwort des von Schwülenhagen wieder etwas aus der Fassung gebracht worden, sammelte sich jedoch bald wieder und fuhr fort, die zweite Hauptaufgabe seines Lebens zu verfolgen.

„Unsinn, Premier-Lieutenant, Ihr wollt mich nur nicht verstehen, weil Euch fortwährend der Schelm im Nacken sitzt, aber Ihr sollt mich nicht aus dem Sattel heben, und ich will nicht eher diese Unterhaltung abbrechen . . ."

Bei dem Worte „abbrechen" hatte der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen einen Ruck bekommen, als wenn er an eine versäumte, wichtige Pflicht erinnert worden wäre. Er zog plötzlich die von sich gestreckten Beine wieder an sich, stand vom Stuhl auf, nahm noch schnell einen gewaltigen Zug aus seiner langen Stammpfeife, die

er dann unausgeraucht in die Ecke stellte, und sagte mit einer Hast, als wenn er keinen Augenblick Zeit mehr übrig habe:

„Donnerwetter, Herr Rittmeister, das ist gut, daß Sie mich daran erinnern, ich hatte mir vorgenommen, heute Abend noch meine Gedanken über den Vortheil des Abbrechens der Pferde niederzuschreiben; es werden mit dieser Procedur nicht allein der Hals und die Ganaschen weich und biegsam gemacht, sondern —"

„Aber das weiß ich ja schon Alles, liebster Schwülenhagen," rief der Rittmeister mit leichtem Unmuth; „das steht ja mit der größten Ausführlichkeit in dem ersten Bande der Reitinstruktion ..."

„Denkt gar nicht dran!" rief der Premier-Lieutenant mit beinahe wegwerfender Wichtigkeit, „so wie ich es heute Abend niederschreiben werde, steht es noch nirgends gedruckt, darauf können Sie sich verlassen, Herr Rittmeister!"

Und mit diesen Worten hatte er schon den Säbel umgeschnallt und die Mütze in der Hand und dirigirte sich nach der Thür.

„Aber, so bleiben Sie doch noch ein Weilchen, lieber Schwülenhagen," bat der alte Sperling; „ich wollte doch erst noch zur Hauptsache kommen ..."

„Kenne ich ja Alles, kenne ich ja Alles, lieber Rittmeister," sagte der Premier-Lieutenant; „aber ich muß jetzt nach Hause, sonst kommen mir meine Gedanken über das

Abbrechen wieder aus dem Kopf. — Gute Nacht, lieber Rittmeister!"

Und damit nickte er noch einmal ernst und wichtig mit dem Kopf und klapperte dann durch das Billardzimmer eiligst von dannen.

Der alte Sperling machte beinahe ein Gesicht, als wenn er weinen wollte, indem er sich auf so gewaltsame Weise in der Behandlung seines Lieblingsthemas unterbrochen sah. Er dachte wieder an seine sieben Töchter, die bei ihm zu Hause, in dem engen Quartier, begannen von oben herab zu verwelken; er dachte an die Zukunft, die ihm und ihnen bevorstand, wenn es ihm nicht noch gelänge, sie ganz oder theilweis an den Mann zu bringen, und seine Hand fuhr einige Male, wie beschwichtigend, hin und her über die sorgengefurchte Stirn, und seiner Brust entrang sich ein tiefer, schmerzlicher Seufzer.

Er wollte, da er sich jetzt allein glaubte, nun auch Anstalt machen, um den Heimweg anzutreten, als seine Blicke auf den Lieutenant Seelenberg I. fielen, der eben wieder einen Schluck Grog genommen hatte und sich wunderte, daß der Hoppelpoppel so lange blieb, den ihm doch sein Gevatter Kiehme versprochen hatte, bald zu bringen.

Als der Rittmeister von Sperling nun plötzlich, in dem Moment der tiefsten Niedergeschlagenheit, des Lieutenants Seelenberg I. ansichtig wurde, erheiterten sich seine alten, verwitterten Züge auf eine wundervolle Weise;

er nickte seinem Officier vertraulich, freundlich zu, ergriff dann sein Glas, in dem noch eine kleine Neige Grog war, zog sich seine im Ausgehen begriffene Pfeife wieder in Brand, erhob seine alten, steifen Knochen mühsam von dem Stuhl, auf dem er gesessen, stackerte zu seinem Untergebenen und ließ sich diesem gegenüber auf einen anderen Stuhl nieder, wie er vorhin dem Premier-Lieutenant von Schwülenhagen vis-à-vis gesessen hatte.

„Na, Sie auch einmal hier, lieber Seelenberg?" begann der alte Sperling sogleich die Unterhaltung. „Man bekommt Sie eigentlich nur im Dienst zu sehen... müssen sich nicht so rar machen, lieber Seelenberg; Sie sind ja ein charmanter Mensch und man plaudert doch gern einmal ein Stündchen mit Ihnen!"

Der Lieutenant machte ein verbindliches Compliment und wollte eben etwas erwidern, als der alte Sperling, dem jede Minute von Wichtigkeit war, schon wieder fortfuhr:

„Sie sind immer so allein, liebster Seelenberg; Sie glauben gar nicht, wie schmerzlich mich das berührt, Ihnen fehlt auch etwas, Sie mögen es mir glauben oder nicht."

„Mir fehlt etwas, Herr Rittmeister?" fragte der Lieutenant, der in seinen Gedanken hin- und hersuchte, worauf sein Chef wohl anspielen könne.

„Nun natürlich," nickte ihm dieser zu; „denken Sie nur einmal nach, es ist nicht schwer zu finden, Ihnen

fehlt etwas, das Sie sich mit leichter Mühe anschaffen könnten, und eigentlich anschaffen müßten, wenn Alles bei Ihnen in Ordnung sein sollte."

Der Lieutenant Seelenberg I. machte ein verlegen lächelndes Gesicht und antwortete dann mit bescheidener Stimme:

„Mir fehlt freilich sehr viel, Herr Rittmeister, vor allen Dingen das Glück; aber da wüßte ich allerdings nicht, wie ich mir das mit leichter Mühe anschaffen sollte."

In dem Gesicht des alten Sperling glänzte es plötzlich auf, wie eine hohe Freude.

„Da habt Ihr ja gleich den Nagel auf den Kopf getroffen, ohne es selber zu ahnen, alter, ehrlicher Seelenberg," sagte er, noch ein Stückchen näher heranrückend. „Das Glück meinte ich ja grade, als ich sagte, daß Euch etwas fehlte, und Ihr braucht doch nur zuzugreifen und dann habt Ihr's!"

Der Lieutenant machte ein dummes Gesicht und blickte seinen Rittmeister verwundert an.

„Aber, Kind," fuhr dieser fort, „nehmt mir's nicht übel, wenn Ihr so schwer von Begriffen seid, dann ist es allerdings nicht leicht, Euch zu helfen; aber ich will dennoch mein Möglichstes thun, um Euch auf die richtige Spur zu führen; denn Ihr seid ein guter Mensch und verdient es, daß man sich für Euch interessirt. — Na! — Denkt doch einmal an Eure Wohnung, an Euer Quar-

tier... fehlt Euch da nicht etwas, das Ihr von Gott- und Rechtswegen eigentlich haben müßtet? — Ist Alles vollzählig in Euren vier Pfählen... he?"

Der Lieutenant Seelenberg I. wurde plötzlich mit einer glühenden Röthe übergossen.

Mein Gott! dachte er in seinem Innern, der Rittmeister spielt auf das Pferd an, das mir fehlt, und das ich allerdings von Gott- und Rechtswegen eigentlich haben sollte... oder vielmehr mein Sohn... denn ich habe ja zwei... Das fehlte mir auch noch zu meinem übrigen Unglück, daß ich meinem Jungen jetzt noch ein Pferd kaufen müßte!

„Sehen Sie wohl!" rief der alte Sperling, den das plötzliche Erröthen auf die Idee brachte, daß sein Lieutenant ihn verstanden habe. „Na.., habe ich nicht Recht... sagen Sie aufrichtig, ehrlicher Seelenberg?"

„Ja... ich kann allerdings nicht leugnen," stammelte der Lieutenant; „ich hatte schon längst die Absicht... aber ich konnte noch immer nichts Passendes finden..."

„Aber, Kind," unterbrach ihn der alte Sperling, „da hört doch am Ende Alles auf... seid Ihr denn ganz total mit Blindheit geschlagen? — Bei mir könnt Ihr ja doch ganz bequem das Glück finden, das Euch fehlt... ich habe ja doch die allerschönste Auswahl!"

Dem Lieutenant Seelenberg I. begann es recht unheimlich zu werden.

„Gott steh' mir bei!" stöhnte er im Innersten seiner Seele, „er will mir eins von seinen vier Pferden verkaufen; wenn doch blos der Gevatter Kiehme nicht auf die unglückliche Idee gekommen wäre, mir Hoppelpoppel für meinen Jungen zu machen, dann wäre ich vielleicht sobald noch gar nicht in diese unangenehme Verlegenheit gerathen. Nun hat er sich hier gerade mit Schwülenhagen über Pferde unterhalten und da bin ich ihm zur richtigen Stunde in den Weg gelaufen. Es bricht Alles über mir zusammen!"

„Na," fuhr der alte Sperling fort, „ein größeres Entgegenkommen könnt Ihr doch wohl nicht erwarten; aber ich bin ein offener ehrlicher Mensch und mache nicht viel Winkelzüge. Mein praktischer Blick hat erkannt, was Euch fehlt, und da komme ich denn als Euer Nächster zu Euch, reiche Euch die Hand und spreche: Alter Junge, ich will Dir helfen; wenn ich selber auch einmal in Verlegenheit gerathe, dann thust Du mir wieder einen Gefallen. Na, — nun sagt's offen heraus, welche gefällt Euch am Besten? Welche wollt Ihr haben?"

Der Lieutenant Seelenberg I. befand sich in der tödtlichsten Verlegenheit.

Ich soll mir eine unter seinen vier Stuten aussuchen, dachte er wieder; aber die sind ja alle viel zu theuer für mich, das kann ich ja unmöglich erschwingen... ich muß ihm das nur deutlich zu machen suchen... denn wenn er

es auch für ein Glück für mich hält, wenn ich ein Pferd von ihm kaufe und wenn er deshalb vielleicht die Absicht hätte, es mir etwas billiger zu lassen, so übersteigt es dennoch immer sehr weit meine Mittel, namentlich da ich jetzt auch noch nicht einen Thaler zu dem Gelde zusammen habe. — Wie gesagt, es ist nothwendig, daß ich ihm die Situation etwas klar mache. —

„Der Herr Rittmeister werden entschuldigen," sagte er dann laut, zu seinem Chef gewandt; „ich finde sie alle Vier sehr schön; aber...."

„Alle Vier?" unterbrach ihn der alte Sperling erstaunt. Dann aber nickte er leise mit dem Kopf und dachte in seinem Innern; na ja, das kann ich ihm eigentlich nicht verdenken, die drei ältesten sind schon ein Bischen sehr in die Saat geschossen, er hält sich deshalb nur noch an die vier jüngsten; wie gesagt, das kann ich ihm nicht verdenken, aber er hätte es nicht so grade heraus sagen sollen, das ist doch immer etwas unzart, einem Vater gegenüber.

Dann machte er aber wieder ein freundliches Gesicht und wandte sich mit den Worten an seinen Lieutenant, indem er denselben durch einen Scherz etwas zu ermuthigen suchte:

„Ja, liebster Seelenberg, alle Vier kann ich sie Ihnen doch nicht geben, so gern ich es sonst auch thäte; aber was unmöglich ist, das ist einmal unmöglich."

„Ach, mein Gott, das würde mir ja auch viel zu theuer werden," entgegnete der Lieutenant lächelnd auf den Scherz eingehend. „Der Herr Rittmeister können mir glauben ... mir würde die Eine schon sauer genug werden."

Ueber das Antlitz des alten Sperling flog schon wieder eine leichte Wolke des Mißmuths.

Wieder eine Unzartheit, dachte er. Ich weiß ja, daß er arm ist und daß es ihm schwer werden würde, eine Frau zu ernähren, aber man sagt das doch nicht so dem künftigen Schwiegervater in's Gesicht. — Außerdem verlange ich ja gar nicht, daß er sie gleich nimmt, wenn er sich nur fest mit ihr verlobt, dann bin ich schon zufrieden, dann ist doch Eine untergebracht und der Anfang gemacht, und für die Anderen giebt es ein ermunterndes Beispiel. — Ich hätte allerdings lieber einen etwas Reicheren gehabt, jedenfalls ist er aber immer besser als gar Keiner.

Nachdem er also reflectirt, legte er sein altes, runzliches Gesicht wieder in äußerst freundliche Falten, und sagte mit Zutrauen erweckender Stimme zu seinem Lieutenant:

„Lassen Sie sich nur darüber keine grauen Haare wachsen, liebster Seelenberg; damit hat es ja nicht solche Eile. Wenn Sie nur sagen, welche Sie haben wollen, das ist die Hauptsache; das Andere kann sich natürlich nicht eher finden, bis die Mittel da sind."

Ah! — Das ist aber ein vortrefflicher Mann, dachte

der Lieutenant Seelenberg I., er will mir eins von seinen Pferden verkaufen und mir das Geld pumpen, bis ich es zusammen habe. — Solche Herzensgüte hätte ich dem alten Menschen niemals zugetraut.

Und dann wandte er sich mit leicht angefeuchteten Augen zu seinem Chef und sagte mit vor Rührung zitternder Stimme:

„Aber, Herr Rittmeister... ich weiß gar nicht, wodurch ich eine solche Güte verdient habe...“

„Ach, lassen Sie jetzt nur die Redensarten, liebster Seelenberg,“ unterbrach ihn der alte Sperling; bringen wir die Hauptsache zu Ende und sagen Sie mir deshalb, welche Ihnen am besten gefällt und welche Sie haben wollen?“

Der Lieutenant ließ ein wenig den Kopf sinken, als wenn er nachdächte und Vergleiche anstellte, und antwortete dann mit einem behaglich verlegenen Schmunzeln:

„Ja... mir gefällt wohl eigentlich die Schwarzbraune am besten....“

Der Rittmeister stutzte:

Was das für ein rüder Mensch ist, dachte er; so von einem Mädchen zu sprechen... sie nicht einmal mit ihrem Namen zu bezeichnen... ich verstehe allerdings auch so, daß er die Pauline meint... aber so sind viele alte Cavalleristen... sie sprechen von Allem, als wenn sie die Pferde im Sinn hätten...

„Aber da ich sie doch eigentlich nicht für mich haben wollte...“ fuhr der Lieutenant Seelenberg I. fort.

„Wie? — Sie wollten sie nicht für sich haben?“ fragte der Rittmeister, sich erstaunt auf seinem Stuhl emporrichtend.

„Nein... ich wollte sie für meinen Sohn,“ sprach der Lieutenant weiter; „ich habe ja mein Theil, wie der Herr Rittmeister wissen... ich brauche nicht mehr... aber wenn Sie die große Güte haben wollten, meinem Sohn dieselbe Güte zu Theil werden zu lassen, die Sie mir zugedacht hatten, so würden mich der Herr Rittmeister unendlich glücklich machen... natürlich würden Sie dann aber auch wohl meinem Sohn die Auswahl gestatten... da es doch am Ende für ihn ist....“

Der Rittmeister fiel aus einem Erstaunen in's andere. Er hat sein Theil? reflectirte er in der Werkstatt seiner Gedanken. „Er braucht nicht mehr? — Sollte der sonst so rüde Mensch, als den ich ihn heute allerdings zum erstenmal kennen lerne, das Andenken seiner verstorbenen Frau so heilig halten, daß er sich nicht zum zweitenmal verheirathen will... oder ist es der umgekehrte Fall mit ihm und hat er so unglücklich gelebt, daß er genug bekommen und, wie er selbst sagt, sein Theil schon weg hat? — Wer kann's wissen? — Da aber der Sohn nun einmal Lust hat, so sei es ferne von mir, dem jungen hoffnungsvollen Mann Hindernisse in den Weg zu

legen. Machen wir ihn also zuerst glücklich, vielleicht bekommt der Alte späterhin auch noch einmal Appetit."

Und dann, nachdem er zu diesem Entschluß gekommen, sprach er zu seinem Lieutenant mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit:

„Also für Ihren Sohn wollten Sie sie haben? — I, sehen Sie einmal an! — Nun, mir soll es ganz recht sein, liebster Seelenberg... was ich für Sie gethan hätte, das thue ich eben so gern für Ihren Sohn... na, dann lassen Sie ihn doch einmal zu mir kommen, daß er sie sich ansieht, liebster Seelenberg."

„Leider ist das für den Augenblick nicht möglich, Herr Rittmeister," entgegnete der Lieutenant; „mein Sohn ist krank und wird mindestens einige Tage das Zimmer, wenn nicht das Bett, hüten müssen."

„O, das thut mir ja in der Seele leid," ... bedauerte der alte Sperling, dessen Antlitz von einem seltenen Glück erglänzte; denn bei seinen vielen Versuchen, eine Tochter an den Mann zu bringen, war er noch niemals so weit gekommen, daß Jemand in allem Ernst angebissen hätte.

Dann nahm der Rittmeister aber seinen Lieutenant leise beim Arm, winkte mit den Augen geheimnißvoll nach dem andern Ende des Tisches hin, wo er vorhin mit dem von Schwülenhagen gesessen und flüsterte unter seinem dicken schwarzen Schnurrbart hervor:

„Kommen Sie da in die andere Ecke, liebster Seelenberg, dort können wir ungestörter miteinander sprechen, hier kommt alle Augenblick Einer vorbei.“

Und sie setzten sich Beide ihre Pfeifen wieder in Brand, nahmen ihre noch nicht ganz geleerten Gläser mit und versenkten sich in eine tiefe Unterhaltung, die sich hauptsächlich um die Zukunftspläne des Lieutenants Seelenberg II. drehte, für welchen der Rittmeister jetzt ein so unaussprechliches Interesse zeigte, daß er gar nicht wußte, wie er ihn mit Vortheilen bedenken und schnell in die Höhe bringen sollte.

Das klingt beinahe seltsam und dennoch ist es wahr. — Jemand, der für sich selber nichts zu thun vermag, kann Anderen noch sehr nützlich werden.

Natürlich kam bei der vertraulichen Unterhaltung auch die strategische Arbeit wieder zur Sprache, die der junge Officier dem Herrn Divisions-Commandeur eingeschickt hatte und für die er öffentlich belobigt worden war, und es wurde beschlossen, daß Fritz Seelenberg das Examen zur Kriegsschule machen sollte, dann würde ihm eine Zulage von Seiten des Regiments ausgewirkt werden, um in dem theuern Berlin existiren zu können, und wenn er den dreijährigen Cursus beendet hätte, könnte ein Commando zum topographischen Bureau und darauf in den Generalstab gar nicht fehlen.

Die beiden Officiere waren noch mitten im besten

Gespräch, als die Treppenthür plötzlich aufgerissen wurde und Herr Kiehme, der Ressourcenwirth, mit rothen, thränenden Augen und ein großes Glas in der Hand hereingestürzt kam.

„Na! — endlich ist der Hoppelpoppel fertig, Gevatter Seelenberg;“ rief er; „ich habe erst eine ganze Tonne eingekalkte Eier durchprobiren müssen, ehe ich ein Paar gute fand und dann habe ich beim Feuerheerd so lange gerührt, bis mir die Arme ermüdet und die Augen übergegangen sind. Dafür ist es aber jetzt auch ein Hoppelpoppelchen geworden, wo sich der Fritz alle zehn Finger danach lecken wird. — Da Gevatter, nehmt Euch nachher beim Zuhausegehen nur recht in Acht, damit Ihr Nichts verschüttet.“

„Danke, danke, lieber Gevatter Kiehme,“ sagte der Lieutenant, und dann setzte er mit einem verlegenen Zögern hinzu: „Was bin ich Euch schuldig dafür... und für das Glas Grog und die Pfeife?“

Der dicke Kiehme nahm eine Physiognomie an, die aus Würde und verletztem Zartgefühl zusammengemischt sein sollte, wobei er jedoch nur zu einem äußerst komischen Eindruck gelangte, warf den Kopf ein wenig hintenüber und sagte mit einer Stimme, die wehmüthig sein sollte, aber nur verschnupft klang:

„Gevatter Seelenberg... warum habt Ihr mir das gethan?“ Und dann wischte er sich mit dem fettigen Rockärmel die Thränen aus den Augen, die ihm der

beißende Küchenrauch hineingetrieben hatte, machte eine tragische Kehrtwendung und schritt in das Billardzimmer, wo er sich sogleich damit beschäftigte, mit naßgemachtem Daumen und Zeigefinger die duftenden Talglichte auf den Spieltischen zu putzen, die dort grämlich ihren langen, verkohlenden Docht zur Seite hängen ließen, während die Flamme ihren dicken Blak zu der grauen Tabakswolke emporsandte, welche wie ein luftiger Baldachin über den eifrigen Whistspielern schwebte.

„Mein Gott, schon halb zwölf,“ sagte der Lieutenant Seelenberg I., seine dicke, silberne Uhr aus der Tasche ziehend; „wie schnell die Zeit vergeht bei einer angenehmen Unterhaltung. — Nun muß ich aber nach Hause, denn ich bin unruhig wegen meines Jungen. — Dahlke wacht zwar an seinem Bett, aber der wird auch gar nicht wissen, wo ich geblieben bin... das ist etwas ganz Unerhörtes, daß ich so spät nach Hause komme.“

Und mit diesen Worten stand er auf, schnallte sich den Säbel um, nahm seine Mütze, verabschiedete sich mit vielem Dank für dessen Güte von seinem Herrn Rittmeister und wollte eben durch das Billardzimmer das Ressourcen-Lokal verlassen, als ihm plötzlich noch eine Idee gekommen zu sein schien, denn er stand still, wandte sich dann noch einmal um, setzte sein Glas Hoppelpoppel aus der Hand, ging auf seinen Chef zu und sagte mit bittender Stimme:

„Herr Rittmeister...“

„Was ist denn, alter Seelenberg,“ fragte dieser mit einem äußerst freundlichen Gesicht, „kann ich Euch noch mit irgend Etwas dienlich sein?“

Der Lieutenant nickte und schlug dann beschämt die Augen nieder, wie ein junges Mädchen, das der Mutter das erste Herzensgeheimniß anvertrauen will.

„Na, sprecht doch ganz offen und frei heraus, alter Seelenberg,“ sagte der Rittmeister mit ermuthigendem, freundlichem Ton, „was wollt Ihr denn noch?“

„Der Herr Rittmeister sind heut schon so überaus gütig gegen mich gewesen, daß ich es kaum wage, Sie noch mit einer neuen Bitte zu belästigen....“

„Aber, nur heraus doch damit,“ entgegnete der Chef, schon beinahe ungeduldig; „wer wird sich denn so lange herumdrehen, wie die Katze um den heißen Brei; so sprecht doch nur, Ihr wißt ja, daß ich einem Mann, der mir so nahe steht, Nichts abschlagen werde, wenn es irgend in meiner Macht, es zu erfüllen.“

„Der Herr Rittmeister haben meinem Sohn heute schon aus einer so dringenden Verlegenheit geholfen...“ sagte der Lieutenant mit leiser Stimme.

„I,... also so eilig hatte es der junge Mensch? — Sieh einmal an!“ fuhr der Rittmeister heraus, indem ihn die Bemerkung seines Lieutenants zu gleicher Zeit erfreute und in Erstaunen setzte.

„Haben ihm so etwas Werthvolles anvertraut.... ohne sogleich zu verlangen, daß...." stotterte der Lieutenant weiter.

„Nein, nein," fiel ihm der Rittmeister in's Wort, „das verlange ich durchaus nicht sogleich... wenn er es auch so eilig hat, wie Sie vorhin meinten... das hat noch seine guten Wege, mein liebster Seelenberg."

Der Lieutenant ergriff in tiefer Rührung die Hand seines Vorgesetzten und drückte sie mit Wärme.

„Edler Mann," sagte er, „und sogar auf das Handgeld verzichten Sie?"

Der Rittmeister fuhr zusammen und sah seinen Lieutenant mit großen Augen an.

„Herr!" fuhr er heraus, „halten Sie mich denn für einen Sclavenhändler, oder..."

Dann bekämpfte er aber schnell wieder die Aufregung seines Innern, und dachte bei sich selbst: Merkwürdig, wie aus diesem einfachen, simplen Menschen plötzlich die wildesten und rohesten socialen Ansichten hervorbrechen, aber man muß die Leute nehmen, wie sie sind und hierbei ein Auge zudrücken; eine so günstige Gelegenheit kommt vielleicht sobald nicht wieder.

Dann wandte er sich wieder mit großer Freundlichkeit und Herablassung an den Lieutenant und sagte mit einer außerordentlichen Milde im Ton:

„Lassen Sie doch nun den Dank ruhen. Was ich

für Ihren Sohn gethan habe, ist von Herzen gern geschehen. — Was wünschen Sie nun ferner von mir?"

Der Lieutenant zauderte noch ein Weilchen, blickte dann den Rittmeister schüchtern an und stammelte:

„Man hat doch gewiß mit Ehren gedient, Herr Rittmeister, nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß, lieber Seelenberg!"

„Man hat die Feldzüge mitgemacht... und ist nur durch ganz besondere Ungunst der Verhältnisse nicht zu dem eisernen Kreuz gekommen...."

„Leider, liebster Seelenberg, leider."

„Wenn man nun so beinahe abgeschlossen hat mit seinem langen, dienstlichen Leben, was hat man für Lohn und Anerkennung davon getragen?..."

„Wenig, liebster Seelenberg, leider sehr wenig."

„Und was bleibt Einem wohl für ein Trost im Alter, wenn Einem nicht eine kleine Entschädigung geboten wird, indem... der Herr Rittmeister wissen schon, was ich meine...."

Der alte Sperling zog die Augenbrauen in die Höhe und schien nachzudenken.

„Es würde mir eine ungeheure Freude machen," fuhr der Lieutenant gutmüthig fort.

„Aber was denn, was denn eigentlich?" fragte der Rittmeister, mit dem Kopf schüttelnd, als wenn er noch immer nicht verstanden habe.

Der Lieutenant Seelenberg I. machte mit beiden Händen eine Bewegung, als wenn er sich ein Band in's Knopfloch seines Ueberrockes knüpfte.

„Aha!“ lachte der Rittmeister.

Der Lieutenant nickte ihm freundlich zu.

„Na, wir wollen sehen, was sich machen läßt,“ entgegnete der Rittmeister nach einer kleinen Pause, „ich werde dem Herrn Obersten den Vorschlag machen, mehr kann ich dabei nicht thun.“

Dem Lieutenant Seelenberg I. traten vor freudiger Rührung die Thränen in die Augen, er ergriff noch einmal des Rittmeisters Hände, preßte sie beinahe krampfhaft zwischen den seinen, stammelte noch einmal seinen innigsten, tiefempfundenen Dank, ergriff wieder sein Glas Hoppelpoppel und stürmte in höchster, freudiger Aufregung durch das Billardzimmer von dannen.

„Merkwürdiger Mensch,“ murmelte der Rittmeister, sich ebenfalls den Säbel umschnallend, „ich habe ihn stets für einen ruhigen, einfachen Officier gehalten, ohne jegliche Extravaganzen der Gesinnung; vorhin hat er mir aber Ansichten entwickelt... oh, oh... und nun ist er auch noch ehrgeizig und will einen Orden haben, blos weil ich seinem Sohn meine Tochter gebe... das hätte ich dem Mann allerdings nicht zugetraut... er macht ja ein förmliches Geschäft mit mir... aber was soll man machen... ich ziehe doch hier eigentlich die größten Vor-

theile und deshalb will ich mir auch die größte Mühe geben, seine Verdienste dermaßen herauszustreichen, daß ihm der rothe Adlerorden vierter Klasse nicht gut entgehen kann."

Als der Lieutenant Seelenberg I. durch das Billardzimmer ging, kam ihm der kleine, dicke Kiehme in den Weg, der noch immer das Gefühl verletzten Zartgefühls auf seinem Antlitz trug.

„Lieber, einziger Gevatter!" rief der Lieutenant Seelenberg, dem Wirth einen heftigen Kuß auf die Wange drückend, „ich danke Euch im Namen meines Fritz; oh, wie ich mich freue!"

Der kleine Kiehme stand noch ganz erstaunt über die plötzliche Attacke von Zärtlichkeit, mit der ihn sein Gevatter Seelenberg bedacht hatte, der nun schon zum Zimmer hinausgerast war, als der alte Rittmeister, welcher die vorbeschriebene Scene mit angesehen, an ihm vorüberkam, ihm warm die Hand drückte und mit sehr gnädigem Kopfnicken sagte:

„Gute Nacht, Gevatter Kiehme! Ich danke Euch im Namen unseres Fritz."

Und dann stackerte er ebenfalls langsam und gebrechlich zur Thür des Ressourcen-Lokals hinaus.

Während der kleine Kiehme oben im Billardzimmer noch ganz verwundert stand und gar nicht wußte, was alle diese Liebe und Gnade zu bedeuten habe, war der Lieutenant Seelenberg I. bereits unten auf der Straße

angekommen, den Säbel in der linken Hand, damit er ihm nicht zwischen die Beine käme, hoch in der Rechten das Glas Hoppelpoppel, und im Herzen ein so loderndes Freudenfeuer, wie er es kaum jemals empfunden hatte.

„Ah!“ machte er, aus voller Brust aufathmend, als er unten auf der Straße in der frischen Nachtluft ankam; „die Ideen waren gut, die mir der alte ehrliche Mond eingegeben hat. Den Orden kriegt der Junge, denn wenn ein so junger Officier vorgeschlagen wird, dann muß immer eine wichtige Veranlassung dazu vorhanden sein. Ja! das Glück hat mir heute in ganz merkwürdiger Weise gelächelt... über den alten Rittmeister kann ich mich gar nicht genug wundern... auf eine so zarte Weise dem Jungen eines von seinen Pferden anzubieten... und noch dazu auf Pump... es ist kaum mit den Gedanken zu fassen. — Freilich dürfen wir nun aber auch die Güte des alten Herrn nicht mißbrauchen und müssen das Pferd sobald wie irgend möglich bezahlen... deßhalb soll, ebenfalls sobald wie irgend möglich, die zweite Idee ausgeführt werden, die mir der Mond eingegeben hat, das heißt, ich will ihm auch noch die Käthe Mispel verschaffen. Die alte Commerzien-Räthin wird mir keinen Korb geben, wenn ich sie für meinen Jungen um die Hand ihrer Tochter bitte. — Aber erst muß der Bengel wieder gesund sein, damit er auch gleich nachher der erröthenden Braut in die Arme sinken kann. Heute über sechs Wochen ist

sein Geburtstag, bis dahin will ich die ganze Ueberraschung aufsparen. — Mein Gott, wie ich mich freuen werde über seine Freude!"

Nach diesem Gedanken-Monologe war er vor seinem Hause angelangt, machte jetzt einen Satz über den breiten Rinnstein, ließ den Säbel zur Erde hinabfallen, öffnete mit der linken Hand die Hausthür, denn verschlossen werden die Häuser selten in kleinen Städtchen, und stürmte dann auf den stockdunklen Flur, um zu seiner Stubenthür zu gelangen.

Kaum hatte er aber einige Schritte gemacht, als er mit großer Heftigkeit an Etwas anrannte und im nächsten Augenblick das ganze Hinderniß umwarf und mit demselben zu Boden fiel, so daß das Hinderniß unten lag und der Lieutenant Seelenberg I. oben.

Einen Moment nach dem harten Fall war Alles still wie dies in der Regel so zu sein pflegt; dann aber hörte man ein leises Geräusch, als wenn Jemand stöhnen möchte, aber nicht recht könnte, weil er Klöße im Munde hätte oder etwas Anderes.

„Worüber bin ich denn eigentlich gefallen?" fragte der Lieutenant, mit der linken Hand vorsichtig umhertastend; „das scheint mir ja hier ein Stuhl zu sein und jetzt fühle ich wieder etwas Weiches und Warmes... was habe ich denn da unter meinen Fingern?"

„Au!" ließ sich da ein ganz undeutliches gedämpftes

Organ vernehmen, das sich gewaltsam durch eine verstopfte Stimmritze durchzuarbeiten schien; „au! — nicht doch! nicht kitzeln!"

„Es ist ein Mensch," reflectirte der Lieutenant Seelenberg weiter; „vielleicht ein betrunkener Dragoner, der hier seinen Rausch ausschlafen wollte; ah, das wäre aber doch stark."

„Heda! — Wer bist Du!" fuhr er gleich darauf mit lauter und befehlender Stimme fort; „wie heißt Du, und bei welcher Escadron stehst Du?"

„Au! — Nehmen Sie doch nur die Hand von meinen Rippen weg, Herr Lieutenant," gurgelte die verstopfte Stimme wieder, „ich kann es ja nicht mehr aushalten!"

„Wie? Du bist es, Dahlke?" fragte der Lieutenant Seelenberg, der seinen Burschen trotz des umflorten Organs an der Stimme erkannt hatte, „was machst Du denn hier auf dem Flur, anstatt in der Stube beim Herrn Lieutenant zu sitzen, wie ich es Dir befohlen habe?"

„Lassen Sie mich nur erst auf, sonst sticke ich," ächzte der Bursche, „dann werde ich ja Alles sagen, aber so ist es mir ganz unmöglich."

„Weshalb sprichst Du denn so undeutlich Kerl!" fragte der Lieutenant weiter, „das klingt ja grade, als wenn Du etwas im Munde hättest."

„Das habe ich auch," blubberte Dahlke; „als ich umgefallen war und den Mund aufmachen wollte, um zu

schreien, kam mir plötzlich etwas Süßes und Klebriges hineingelaufen... ah... jetzt kommt schon wieder was... es hört ja gar nicht auf.“ —

„Himmlischer Vater, das ist mein Hoppelpoppel,“ rief der Lieutenant Seelenberg, der mit der linken Hand nach der rechten hingefaßt und dort gefühlt hatte, daß das Glas grade auf den Mund seines Burschen zu liegen gekommen war.

„Ach, ist das aber eine Idee,“ sagte Dahlke, jetzt den Inhalt seines Mundes herunterschluckend, „weshalb stoßen Sie mich denn um, Herr Lieutenant, und gießen mir Hoppelpoppel in den Mund?“

„Unsinn!“ polterte der Officier, sich wieder mühsam auf die Beine emporraffend; „weshalb sitzest Du hier in der Nacht auf dem Flur, beantworte mir zuerst die Frage?“

Der Bursche berichtete, immer noch mit klebrigen Lippen, daß er von seinen beiden Herren zwei verschiedene Befehle bekommen und daß er Keinem habe ungehorsam sein wollen, weshalb er denn auf die Idee gekommen sei, zwischen beiden die Mitte zu halten. Deshalb habe er sich hier vor der Stubenthür auf den Stuhl gesetzt, damit ihn der junge Herr Lieutenant hätte abrufen können, wenn er ihn brauchen wollte; da nun aber der alte Herr Lieutenant so fürchterlich lange geblieben sei, so wäre er zuletzt eingeschlafen und deshalb müßten wohl der alte Herr Lieutenant über ihn gefallen sein.

Nachdem Dahlke seinen Bericht abgestattet, ging er in das Zimmer, steckte den Wachsstock an und leuchtete dann vorsichtig und behutsam an das Bett des jungen Herrn Lieutenants.

Derselbe schlief aber so schön, daß es unrecht gewesen wäre, ihn zu wecken, namentlich da er doch keinen Hoppelpoppel mehr bekommen konnte, weil derselbe dem ehrlichen Dahlke in den Mund gelaufen war. Der Lieutenant Seelenberg I. schickte deshalb den Burschen zu Bett in seine Kammer neben dem Stall, warf noch einen zärtlichen Blick auf seinen Sohn und ging dann ebenfalls schlafen, um die angenehmen Bilder, die der Tag ihm geschenkt, in die nächtlichen Träume übergehen zu lassen.

Als er am andern Morgen erwachte, drückte ihm das doppelte, ja dreifache Geheimniß, das er auf der Seele trug, beinahe das Herz ab, denn er hätte es zu gern gesagt; aber er besaß doch die Kraft, sich zu beherrschen und verrieth keine Silbe, um nachher die Ueberraschung eine desto größere sein zu lassen; aber das konnte er doch nicht lassen, daß er seinen Sohn fortwährend freundlich anblickte, ihm ermunternd zunickte, ihm kräftig die Hand drückte, oder daß er auch wohl einmal in einem sehr schwachen Augenblick einige dunkle, räthselhafte Worte fallen ließ, aber dabei blieb es denn auch, obgleich Fritzens Neugierde und Verwunderung über das unerklärliche, ganz

ungewohnte Benehmen seines Vaters bedeutend rege gemacht wurde.

So vergingen mehrere Wochen und der Lieutenant Seelenberg II. wollte und wollte nicht gesund werden, worüber sich sein Vater, der Lieutenant Seelenberg I., sehr bekümmerte, denn die Ueberraschung wurde immer weiter und weiter hinausgeschoben, und der alte vortreffliche Rittmeister von Sperling konnte sich auch schon vor Ungeduld gar nicht mehr lassen und fragte seinen Lieutenant jedesmal, wenn er ihm begegnete:

„Na, liebster Seelenberg, ist der Fritz immer noch nicht gesund! Schade! schade! Nehmen Sie ihn nur ja recht in Acht, damit er nicht einen Knacks wegbekommt, oder gar draufgeht, das wäre ein Unglück, wie es noch gar nicht zum zweitenmal in der Welt dagewesen ist!"

Und der Lieutenant Seelenberg ließ dann gar betrübt den Kopf sinken und nachdem Beide noch einmal tief aufgeseufzt, schieden sie mit einem vielsagenden Händedruck, um, bei jedem neuen Begegnen, dieselbe Scene zu wiederholen.

Als aber noch zwei andere Wochen über das Städtchen Krautwinkel und seine friedlichen Bewohner dahingegangen waren, hatte sich der Fritz schon so bedeutend erholt, daß er wieder ein Stündchen in der Sonne spazieren gehen konnte, und als endlich sein Geburtstag herankam, war er ganz frisch und munter, so daß sein Vater den

Entschluß faßte, den großen Hauptplan jetzt in's Werk zu setzen und sich am andern Morgen, dem Morgen des Geburtstages selbst, zur verwittweten Frau Commerzien-Räthin Mispel zu begeben, um dieselbe in Namen seines Sohnes um die Hand ihres Käthchens zu bitten.

Nachdem er die Nacht vorher schon sehr schlecht geschlafen hatte, stand er ungewöhnlich früh auf, machte mit höchster Sorgfalt Toilette, rasirte sich viel glatter als sonst, bürstete sich das Haar mit einer künstlerischen Sorgfalt, gab dem schönen Schnurrbart einen poetischen Schwung, goß sich die Neige Parfum an, die er noch von seiner seligen Frau aufgehoben hatte und nahm dann von seinem Sohne Abschied.

„Adieu, Fritz," sagte er, das geliebte Kind an seine Brust drückend, „adieu! Wenn wir uns wiedersehen, Fritz... dann... dann... o dann bist Du glücklich, mein Sohn... mehr kann ich Dir jetzt noch nicht sagen!"

Und damit riß er sich gewaltsam aus der Umarmung empor, warf noch einen prophetisch vielsagenden Blick zurück und schritt dann, so stolz und innerlich glücklich, die Straße hinab, wie er es lange, lange nicht gewesen.

Nach wenigen Minuten stand er vor der Hausthür der Commerzien-Räthin Mispel, stieg leichten Schrittes die Stufen der nach oben führenden Treppe hinauf und klopfte dann mit bescheidenem Finger an die Thür des Wohnzimmers.

„Herein!" ertönte sogleich eine kurzathmige, weibliche Stimme.

Der Lieutenant öffnete die Thür und befand sich nun in dem Wohnzimmer der Frau Commerzien-Räthin, welche behaglich auf dem Sopha saß und sich ihrer großen Corpulenz wegen nicht erhob, sondern ihren alten Bekannten winkte, er möge ebenfalls Platz nehmen.

„Na, das ist schön, daß Sie auch einmal wieder da sind, lieber Seelenberg," sagte die dicke Dame, mit ihrer fetten, asthmatischen Stimme; „es ist ja förmlich eine Ewigkeit her, daß Sie sich nicht haben bei uns sehen lassen. — Der Fritz ist doch hoffentlich wieder gesund... ja... na, freut mich. — Schnallen Sie sich Ihren langen Säbel ab und holen Sie sich 'nen Stuhl, Seelenberg; die Käthe wird auch gleich kommen, sie ist wahrscheinlich noch nicht ganz mit ihrer Toilette fertig."

Bei den letzten Worten war der Lieutenant etwas unruhig geworden und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wenn er verhindern wollte, daß die Commerzien-Räthin nach ihrer Tochter riefe.

„Verzeihen Sie, hochverehrte Frau," sagte er mit befangener, aber doch auch freudig bewegter Stimme, wie ein Mann, der jedenfalls glaubt, eine gute Nachricht zu bringen; „verzeihen Sie, ich möchte doch zuerst ein paar Worte mit Ihnen allein sprechen."

„Mit mir allein?“ fragte die Commerzien-Räthin, den Lieutenant etwas verwundert anblickend.

„Ja!“ sagte dieser, indem er sich zugleich räusperte, wie wenn er eine längere, bedeutsame Rede zu halten gedächte.

„Na, dann schnallen Sie den Säbel ab und setzen Sie sich,“ entgegnete die dicke Dame; „das lange Stehen muß Ihnen ja sauer werden.“

„Verzeihen Sie, hochverehrte Frau,“ begann der Lieutenant wieder, indem er den rechten Fuß in die dritte Posiition setzte und eine gewisse Feierlichkeit in den Ton seiner Stimme legte; „was ich Ihnen jetzt mitzutheilen habe, kann ich Ihnen nur stehend vortragen.“

Die Commerzien-Räthin begann auf dem Sopha zu rücken und sah den Lieutenant noch erstaunter an als zuvor.

Dieser räusperte sich noch einmal und sprach dann, noch immer feierlich, aber jetzt mit zu Boden geschlagenen Augen:

„Hochverehrte Frau... es kann und wird Ihnen nicht entgangen sein.... wie ich seit geraumer Zeit.... Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter aufrichtigst ergeben und... mehr als freundschaftlich zugethan gewesen bin..“

„Herr Gott, Sie wollen uns doch nicht verlassen?.. Sie sind doch nicht versetzt?“ unterbrach ihn die Commerzien-Räthin, indem sie ein ganz ängstliches und besorgtes Gesicht machte.

„Nein … das nicht,“ begann der gute Lieutenant wieder, den die Störung etwas aus seinem Gedankengange gebracht zu haben schien… „Sie werden also, wie ich schon vorhin zu sagen die Ehre hatte, bemerkt haben, wie ich Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter.. mehr als freundschaftlich zugethan gewesen bin… und wie es sogar mein Wunsch gewesen ist… und auch meine Pflicht gewesen wäre… dieses freundschaftliche Verhältniß, das uns Jahre lang verband, zu einem… noch festeren… noch innigeren zu führen… indem ich…“

„Seelenberg!“ rief die kleine Commerzien-Räthin, indem sie vor Freude einen ordentlichen Satz auf dem elastischen Sopha machte; „was sagen Sie da? — Wie?“

Der Lieutenant, der noch immer die Augen zu Boden gesenkt hatte, fuhr nach diesem angedeuteten Geständniß mit etwas festerem und zuversichtlicherem Ton fort:

„Ich habe dies leider unterlassen, hochverehrte Frau, aus Gründen unterlassen, die mir früher kaum klar waren, und deren Unzulänglichkeit und Fehlerhaftigkeit ich jetzt zu spät eingesehen habe…“

„Seelenberg,“ unterbrach ihn die kleine Commerzien-Räthin noch einmal, indem sie noch höher auf dem Sopha emporflog.

„Ich habe großes Unrecht gegen Sie und Ihr Fräulein Tochter begangen, ich gestehe es ein,“ fuhr der Lieu-

tenant fort, „aber ich komme heute, um es wieder gut zu machen, so viel es noch in meiner Macht steht...“

Die Commerzien-Räthin wollte noch einmal „Seelenberg!“ rufen, aber sie bekam den langen Namen vor innerer Aufregung nicht mehr heraus, sondern förderte nur einen eigenthümlich gutturalen Ton zu Tage.

„Allerdings kann ich es nicht mehr wagen, Ihrer Fräulein Tochter eine mehr als verbleichte Jugend anzubieten,“ sprach der Lieutenant weiter, „einen dem Greisenalter sich langsam nähernden Mann...“

„I, warum denn nicht?“ kreischte die Commerzien-Räthin, ihre vor Erstaunen und Aufregung zugeschnürte Stimmritze gewaltsam durchbrechend. — Und dann rief sie mit einem Organ, daß die Fensterscheiben leise erbebten:

„Käthe! Käthe! Kä...the!!!“

„Ja!“ ertönte eine andere weibliche Stimme aus einem anstoßenden Zimmer.

„Um Gotteswillen.. lassen Sie mich doch ausreden,“ flehte der Lieutenant, ängstlich nach der Thür blickend.

„I, das ist gar nicht nöthig,“ sagte die Commerzien-Räthin, „was Sie noch zu sagen haben, können Sie Alles nachher sagen.“

In diesem Moment öffnete sich die Thür und Käthchen Mispel, ein leicht verblühtes, aber immer noch hübsches Mädchen, mit außerordentlich gutmüthigem Gesicht, stürzte in's Zimmer.

„Denke Dir doch an, Käthe," rief die Commerzien-Räthin, während der Lieutenant vergebliche Anstrengungen machte, um zu Worte zu kommen; „denke Dir doch an, da kommt eben unser alter Freund Seelenberg und sagt, er sähe es ein, daß er Dich schon hätte früher heirathen sollen, leider hätte er das aber bis jetzt, aus fehlerhaften Gründen, verabsäumt, und nun käme er jedoch, um das Versäumte nachzuholen..."

„Ah!" machte Käthchen, indem sie erst glühendroth und dann leichenblaß wurde.

„Er sagt, er könnte es allerdings jetzt nicht mehr wagen, Dir seine verblühte Jugend anzubieten"... fuhr die Commerzien-Räthin fort.

Der Lieutenant wandte sich zu dem Fräulein und streckte die rechte Hand gegen sie aus, um ihr einige Aufklärung zukommen zu lassen; kaum hatte er jedoch diese Bewegung gemacht, als Käthchen ihre Hand in die seine legte, und im nächsten Moment in holder Scham erglühend, an seine Brust sank und den Kopf an seine Schulter lehnte.

„Das hätten Sie allerdings früher haben können, lieber Seelenberg," sagte die Commerzien-Räthin, nachdem sie sich ein Weilchen an dem Anblick geweidet, der allen Mutterherzen so wohl thut, weil sie dabei an ihre eigene Jugend und Liebe zurückdenken; „aber es ist immer noch besser später als gar nicht. Na, Gott segne Euch,

Kinder, und daß Ihr mir nun bald Hochzeit macht, damit nicht noch mehr Zeit unnütz verstreicht!"

Der Lieutenant wußte gar nicht, wie ihm geschah; er fühlte sich einer Ohnmacht nahe, und die kleine Stube, mitsammt der dicken Commerzien-Räthin, tanzten im Kreise um ihn herum; endlich ermannte er sich aber, die alten Gefühle der Jugend machten sein Herz wieder warm und er drückte einen Kuß auf die Stirn des Mädchens, das sein Arm umschloß, und als sie darauf aufblickte, um ihm in's Auge zu sehen, küßte er sie auch auf den Mund.

Sie blieben noch eine selige halbe Stunde zusammen und dann empfahl sich der Lieutenant auf kurze Zeit, um seinem Sohn die frohe Nachricht mitzutheilen.

Unterwegs fiel es ihm erst wie ein Stein auf die Seele, daß er nun genommen habe, was doch eigentlich für den Fritz bestimmt gewesen sei; aber der Zufall hatte es nun doch einmal so gefügt und nun kam er ja auch in den Besitz der Mittel, um seinem Sohn besser vorwärts helfen zu können.

Als er zu Hause ankam, saß Fritz auf dem Sopha und machte ein freudiges Gesicht.

Der alte Lieutenant schämte sich eigentlich ein Bischen; aber lange durfte er das Geheimniß doch nicht bei sich behalten, deshalb setzte er sich neben seinen Jungen und erzählte ihm in kurzen Worten, daß er sich so eben mit Käthchen Mispel verlobt habe.

Der Sohn war allerdings im Anfang etwas erstaunt, gratulirte dann aber aus vollem Herzen und sagte, indem er dem Papa freundlich auf die Schulter klopfte:

„Na, Alterchen, heute ist aber wirklich ein Glückstag für Dich!“

„Wie so?“ fragte der alte Officier.

Fritz streckte die Hand aus, nahm ein kleines Etui, das auf dem Tisch stand und überreichte es seinem Vater.

„Ah!“ rief dieser in freudiger Ueberraschung, indem er das Kästchen öffnete, aus dem ihm der rothe Adlerorden entgegenschimmerte; „so hast Du also doch noch ein Geburtstagsgeschenk, armer Junge!“

Fritz lächelte und gab dem Vater dann den großen Brief, der das Kästchen begleitet hatte.

Der alte Officier ergriff ihn schnell und las die Adresse:

„An den Königlichen Seconde-Lieutenant im xten Dragoner-Regiment, Herrn Seelenberg I....“

Er ließ den Arm mit dem Brief matt herabsinken und sah seinen Sohn erstaunt an.

„Du hast einen Orden bekommen, Papa,“ sagte dieser, „und die Freude, die mir dadurch bereitet wird, ist allerdings ein sehr liebes Geburtstagsgeschenk für mich.“

Der alte Lieutenant ließ den Kopf auf die Brust sinken und verfiel in tiefe Gedanken.

Als ihm endlich Manches klar geworden war, zog

er doch vor, dem Sohn nicht den ganzen Zusammenhang der Sache zu erzählen, sondern so zu thun, als wenn er Alles in der vollständigsten Ordnung fände. Er freute sich daher noch gebührend über seinen Orden, dann aber wandte er sich wieder zu seinem Sohn und sagte mit dem Ausdruck einer inneren Herzensfreude:

„Fritz! nun will ich Dir aber doch noch etwas zum Geburtstag schenken... komm mit zum alten Rittmeister Sperling... Du sollst Dir dort eines von seinen vier Pferden aussuchen!"

Hierzu ließ sich denn der Fritz auch nicht lange nöthigen, und wenige Minuten darauf wanderten Vater und Sohn beflügelten Schrittes durch die Straßen von Krautwinkel der Wohnung des Rittmeisters zu.

Als sie sich hatten durch den Burschen melden lassen und gebeten worden waren, näher zu treten, kam ihnen gleich der alte Sperling mit einem förmlich strahlenden Gesicht entgegen, drückte ihnen Beiden mit überströmender Zärtlichkeit die Hände und sagte mit einer Stimme, welche die hohe Freude seines Innern deutlich genug verdolmetschte:

„Na, seid mir herzlich willkommen, meine lieben, lieben Freunde; nun will ich sie aber auch gleich hereinkommen lassen!"

Und damit bekam er den Fritz beim Kopf, küßte ihn tüchtig ab und wollte darauf zur Thür hinausstackern.

„Sie wollen sie hier hereinkommen lassen, Herr Rittmeister?“ fragte der Lieutenant Seelenberg I. erstaunt.

„Nun natürlich,“ kicherte der alte Sperling, indem er ein kreuzfideles Gesicht machte; „sie wissen noch von Nichts; da kann sich unser Junge ja desto unbefangener eine aussuchen.“

„Wollen wir jetzt nicht hinunter in den Stall gehen?“ fragte der Lieutenant Seelenberg I.

„In den Stall?“ wiederholte der Rittmeister, indem er ein sehr verwundertes Gesicht machte. „Sie haben wohl vor Freude den Verstand verloren, lieber Seelenberg?“

„Entschuldigen der Herr Rittmeister gütigst,“ sagte der Lieutenant bescheiden lächelnd, „ich kann nur glauben, daß der Herr Rittmeister heute sehr zum Scherzen aufgelegt sind, denn es ist doch ganz unmöglich, daß Sie Ihre Pferde hier oben herauf können kommen lassen!“

„Meine Pferde!?“ rief der Rittmeister, indem er ein Gesicht machte, als wenn ihn der Schlag gerührt hätte.

„Nun natürlich,“ sagte der Lieutenant Seelenberg I., „der Herr Rittmeister hatten doch auf der Ressource die große Güte und Freundlichkeit, meinem Sohn eines von Ihren Pferden anzubieten und sogar hinzuzufügen, daß es mit der Zahlung keine Eile habe.“

Der Rittmeister machte ein fürchterlich dummes Ge=

sicht und suchte in seinen Gedanken verschiedene Mißverständnisse aufzuklären, wobei er fortwährend, wie an sich selber zweifelnd, mit dem Kopf schüttelte. Da er aber einsah, daß es hier für ihn das Beste sei, den beiden Officieren sein eigenes Mißverständniß nicht zu enthüllen, so machte er endlich gute Miene zum bösen Spiel, und sagte mit einem noch ganz verdonnerten Gesicht:

„Na, Kinder, nehmts nicht übel, ich bin heute so lustig und habe mir nur einen kleinen Scherz mit Euch machen wollen, laßt uns also hinuntergehen in den Stall.“

„Wir wollen Ihre große Güte auch nicht mißbrauchen, Herr Rittmeister,“ sagte der Lieutenant Seelenberg I. unterwegs, „die Zahlung soll nicht lange auf sich warten lassen.“

Das Gesicht des alten Sperling klärte sich wieder etwas auf, denn der Gedanke, einen guten Pferdehandel zu machen, ließ ihn für den ersten Augenblick sein gehabtes Unglück vergessen.

„Na, ich gratulire auch zum Orden, lieber Seelenberg,“ sagte er, als sie über den Hof gingen, dann aber dachte er bei sich: „Wenn ich das gewußt hätte, würde ich auch nicht dafür gesorgt haben.“

Nachdem der Pferdehandel zu Aller Zufriedenheit abgemacht war, nahm der Rittmeister den Lieutenant Seelenberg I. etwas bei Seite und flüsterte ihm zu:

„Hören Sie, alter Freund, wissen Sie was, Sie

sollten sich eigentlich verheirathen, der Gedanke ist mir schon lange durch den Kopf gegangen."

Der Lieutenant lächelte fein und sagte dann mit höflicher Verbeugung: „Es freut mich außerordentlich, daß ich im Stande bin, den Wunsch des Herrn Rittmeisters zu erfüllen. Ich habe die Ehre, dem Herrn Rittmeister meine Verlobung mit Fräulein Käthchen Mispel anzuzeigen!"

Der Rittmeister sah den Lieutenant eine Weile starr an, dann grunzte er ein bärbeißiges „Gratulire!" und stackerte über den Hof, dem Hause zu, in dessen Thür er verschwand.

Die Hochzeit des Lieutenants Seelenberg I. mit der Tochter der Commerzien-Räthin fand so schnell statt, wie es gesetzlich nur möglich war, und was den alten Rittmeister von Sperling anbetrifft, so hatte er sechs Monate nach dieser Hochzeit das große Glück, daß seine jüngste Tochter einen reichen, dicken Pächter heirathete, der ein lustiges Haus und ein großer Freund von vieler Gesellschaft war und der deshalb alle seine sechs Schwägerinnen mit sich auf's Land nahm, wo sich die Familie auch dann bald noch auf andere Weise erfreulich vermehrte.

Als der Rittmeister den Abschied bekam, zog er mit seiner Frau auch noch zu dem lustigen Pächter hinaus; der Lieutenant Seelenberg I. aber fing wirklich an, Alles für seinen Sohn zu thun, was er irgend konnte.

2.

Der Regenmann.

Der Regenmann.

Es war einer von jenen Tagen, an denen die ganze Atmosphäre aussieht, als wenn sie gleichmäßig mit einem Maurerpinsel überstrichen wäre, an denen die Wolken vom Himmel gefallen zu sein scheinen und an denen ein langweilig consequenter Regen immer in demselben Tempo und mit derselben Melodie aus dem mürrischen Aether auf die hypochondrische Erde fällt.

An solchen Tagen, wo die Natur den Anschein hat, als wollte sie sich in schmutzig flüssige Substanzen auflösen, ist es entsetzlich überall, folglich auch in Berlin. Die Straßen gleichen dann öden Gestaden, in denen grauschwarze Ströme, Bäche, Seen und Quellen ihr Unwesen treiben, die Häuser haben alle eine schwermüthigere Färbung angenommen, die Droschken schleppen sich lebensmüde und in negativer Verzweiflung durch das unsaubere Ter-

rain, und wenn man einem Menschen begegnet, hört man ihn gewöhnlich niesen, wodurch er ausdrücken will, daß seine Füße nasser geworden sind, als seine Constitution es vertragen kann.

An solchen Tagen muß man eigentlich zu Hause bleiben, die Rouleaux herunterlassen, Licht anzünden, sich eine Cigarre anstecken und ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" lesen, in dem recht viel von Sonnenschein und Blüthenduft vorkommt, damit man seine Phantasie täuscht über die naßkalte, rheumatische Wirklichkeit. — Wer aber dennoch ausgehen muß, geräth in eine eigenthümliche Lage: es ist von oben naß und schmutzig, von unten naß und schmutzig, so daß der Unglückliche in Verlegenheit kommt, ob er den Regenschirm nach oben oder nach unten halten und ob er die Gummischuhe auf die Füße ziehen oder in die Hände nehmen soll.

An einem solchen liebenswürdigen Tage stand der Portier Rumpelmann in der offenen Thür des seiner Obhut anvertrauten Hauses, starrte mürrisch in das mürrische Wetter hinaus und kratzte sich bald den halbkahlen Kopf, daß das schwarze, fettige Käppsel sich verschob, bald hob er das eine Bein aus dem Holzpantoffel und schnitt ein Gesicht dazu, als wenn er einen bitteren Schnaps getrunken hätte.

„Das ist ja eine wahre Sündfluth heute!" begann er sein leises Selbstgespräch. „Ich habe es schon gestern

in meinen Hühneraugen gefühlt, daß wir heute Regen bekommen würden... aber was zu viel ist, daß ist doch am Ende zu viel. — Je mehr Wasser man 'rausfegt, desto mehr stürzt wieder herein... da läßt man's lieber ganz und gar sein." Und damit stellte er den nassen Besen an die Wand und ging in seine Kellerwohnung, um sich eine Zeitung herauszuholen und die europäischen Verhältnisse zu überblicken. —

Auf der Straße regnete es noch immer in Strömen, aber nicht etwa mit peitschender Heftigkeit, die ein baldiges Ende verräth, wie alles zu Stürmische und Heftige, sondern mit jener langweiligen, charakterlosen Mittelgeschwindigkeit, die den Menschen zur Verzweiflung bringen kann. Außer dem momentanen Plätschern des Regens hörte man fast keinen Laut draußen, nur dann und wann schlug das ferne grämliche Gerumpel einer Droschke an das träumende Ohr, oder die hastigen, patschenden Tritte eines Vorübergehenden mit kühn vorgehaltenem Regenschirm, als gälte es eine Schanze zu stürmen, unterbrachen die einförmige Harmonie der sich selbst einschläfernden Natur.

Da ging ein junges Mädchen vorüber, leicht geschürzt wie Atalante, mit beiden Händen den Schirm haltend und zierlich mit den kleinen Kamaschenstiefelchen die trockensten, oder vielmehr die am wenigsten nassen, Stellen des schwimmenden Trottoirs heraussuchend.

Ungefähr zehn Schritte hinter ihr folgte ein junger Mann, der den gebildeten Mittelclassen anzugehören schien, aber ohne Regenschirm und triefend wie eine nasse Trauerweide.

„Donnerwetter, ist das ein hübsches Mädchen!" sagte er mit leidenschaftlicher Stimme, als er gerade vor der Hausthür angekommen war. „Und keinen Regenschirm zu haben... es ist entsetzlich! — Ich muß die Verfolgung aufgeben... es gießt zu unmenschlich!"

Mit diesen Worten trat er in den Hausflur, nahm seinen triefenden Hut vom Kopfe und betrachtete ihn mit wehmüthigen Blicken.

„Das ist ja gar kein Hut mehr!" fuhr er leicht unwillig fort; „das ist ein Schwamm... und den haben sie mir als wasserdicht verkauft... o Zeit! o Sitten!"

Und mit diesen Worten schwenkte er seine vollgesogene Kopfbedeckung einige Male kräftig durch die Luft, um sie wenigstens von dem überflüssigen Wasser zu befreien.

„Nanu! Nehmen Sie sich doch in Acht, Sie!" ertönte mit einem Male die rauhe Stimme des Portiers, der gerade in diesem Augenblick mit seiner Zeitung aus der Thür seiner Wohnung getreten war und die volle Ladung ins Gesicht bekommen hatte.

„Ich bitte um Entschuldigung... ich sah Sie nicht!" entgegnete der junge Mann, wieder mit seinem Hute be-

schäftigt und ihn von allen Seiten besehend und befühlend. Dann aber schwenkte er ihn noch einmal mit doppelter Vehemenz nach der anderen Seite hin, daß es ordentlich zischte.

„Nanu! — Schon wieder? — Schwenken Sie doch Ihren Hut auf der Straße aus und nicht in mein Gesicht!" grunzte von neuem der Portier, der der Sicherheit halber auf die andere Seite getreten war und deshalb noch einmal die Ladung bekommen hatte.

„Sie sind sehr gütig!" erwiderte höflich der junge Mann; „bei dem Wetter würde man nicht einmal einen Portier hinausjagen."

Der würdige Herr Rumpelmann wollte eben die Höflichkeit des jungen Mannes durch eine Grobheit vergelten, als letzterer plötzlich mit einem Satz bis dicht an die Straße sprang und wiederum begeistert ausrief:

„Donnerwetter, ist das ein hübsches Mädchen! — Und keinen Regenschirm zu haben... keinen Regenschirm! — Vielleicht kann ich mir hier im Hause einen borgen!"

Und damit wollte er eiligst die Treppe hinaufspringen, als der entrüstete Portier ihm mit Donnerstimme zurief, wo er denn hin wolle.

„Ich will sehen, ob ich nicht einen Regenschirm geborgt bekomme!" entgegnete der junge Mann, indem er wieder das linke Bein hob, um die Treppe hinaufzuspringen; aber mit einem Satz war der Portier bei ihm, packte

ihn an beiden Rockschößen, zog ihn gewaltsam von der Treppe fort und rief in immer zürnenderen Tönen:

„Wollen Sie wohl gleich hier bleiben! — Sehen Sie nicht, daß die Treppe frisch gescheuert ist? — Nun hören Sie überhaupt bald mit Ihrem Unsinn auf, sonst werfe ich Sie aus dem Hause hinaus. — Verstehen Sie mich?“

„Sollten Sie das übers Herz bringen können? Wäre es Ihnen möglich, diesen Hut mit trockenen Augen anzusehen? — Sprechen Sie, Cerberus!“

Während dieser Worte hatte er die blaue Schürze des Portiers ergriffen und trocknete sorgsam seine nasse Kopfbedeckung damit ab. Rumpelmann machte diese unerhörte Frechheit einen Augenblick so verdutzt, daß er blos den Mund aufsperrte und seinen Widersacher entsetzt anblickte; dann aber ermannte er sich, riß ihm wüthend die Schürze aus den Händen und strich sie sich über dem linken Knie wieder glatt.

Der junge Mensch sah ihm eine Weile schweigend zu und sagte dann mit fast wehmüthigen Tönen, die seiner Natur eigenthümlich zu sein schienen:

„Sollten Sie mir wirklich keinen Regenschirm borgen können, grausamer Mann? — Ich sehe es Ihnen an, daß Sie einen haben.“

„Meine Gattin ist damit ausgegangen!“ entgegnete Rumpelmann barsch; „und wenn sie auch nicht damit

ausgegangen wäre... würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen Ihr Amendement abzuschlagen!"

Und damit setzte er sich auf einen Stuhl, wandte dem jungen Menschen den Rücken und fing an sich in seine Zeitung zu vertiefen.

„Das ist ein liebenswürdiger Mensch," sagte der junge Mann zu sich selbst... „mit dem scheint wirklich kein Geschäft zu machen zu sein."

Dann aber ging er noch einmal zu dem erzürnten Portier, legte die rechte Hand milde auf seine Schulter und sagte wieder mit sanfter Stimme:

„Soll ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen, Herr Hausverweser? — Sie geben mir keine Antwort? — Weshalb nicht? — Wollen Sie einen jungen Menschen verdammen, ehe Sie mit kritischem Blick die Motive seines Handelns erforscht haben? — Das ist grausam.. aber ich will Ihnen Böses mit Gutem vergelten, indem ich Ihnen die kritische Forschung erspare und Ihnen aus freien Stücken jene Motive vor Augen lege. — Sehen Sie, Herr Hausverweser, ich liebe den Regen. — Sie werden das zwar nicht begreifen, aber das schadet nichts.. ich liebe ihn doch... ich bete ihn sogar an, und ich will Ihnen auch sagen, weshalb. — Sehen Sie, ich heiße Wachtel und bin Graveur... ein Mann, der Licht braucht.. das schöne Licht des Tages... wenn er sich nicht die Augen verderben will. So lange ich also Licht habe, arbeite

ich, denn von der Arbeit lebe ich... wenn es aber so an die Fenster klitscht und klatscht wie an dem heutigen gesegneten Tage, dann denke ich, das Schicksal will etwas für mich thun und ruft mir förmlich zu: Zieh Dich an, fleißiger Wachtel, und geh' hinaus und freue Dich Deines Lebens, denn Du bist ein Mensch, so gut wie andere Menschen. Und das thue ich dann auch, werfe mich in meinen zweitbesten Staat und eile flüchtigen Fußes auf die schlammige Straße hinaus. Ah! Wie schön ist es dann zum Spazierengehen, namentlich wenn man ein weiches und gefühlvolles Herz hat, wie ich. Die Mädchen eilen so ängstlich über das feuchte Trottoir. Und wenn man einen Regenschirm hat und die Dame keinen, dann macht sich so leicht eine Bekanntschaft. — Sehen Sie, Hausverweser, deshalb liebe ich den Regen, deshalb bete ich ihn an, und deshalb bin ich heute so glücklich gewesen, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen."

Der Portier hatte sich während der langen Rede des Graveurs allmählich immer mehr und mehr besänftigt, und als der junge Mann endlich schwieg, wandte er sich auf seinem Stuhle herum, ließ die Zeitung, in der er noch gar nicht gelesen, in den Schooß fallen und sagte, mit einem breiten Schmunzeln auf seinen fettigen Zügen:

„Ja — ja! — Sie scheinen sich auf den Regen zu verstehen... unser Hauswirth, mein Herr Principal, aber auch. — Der ist nämlich Arzt... der riecht den Regen

förmlich. — Heute Morgen zeigte er nach dem Himmel und sagte zu mir: Papa Rumpelmann... da steht eine Wolke, die sehr krank ist!"

„Und da hat er ihr zur Ader gelassen, nicht wahr?" entgegnete schelmisch der Graveur.

„Ah! Sie sind ein Spaßvogel!" rief jetzt der Portier mit strahlendem Antlitz und wollte eben Herrn Wachtel eines Weiteren über die meteorologischen Kenntnisse seines Principals belehren, als eine Dienstmagd ihn abrief, damit er die Vorderstube des Hauswirthes noch aufbürste. Papa Rumpelmann sah sich daher, obwohl mit schwerem Herzen, genöthigt seine neue Bekanntschaft zu verlassen und eilte widerstrebend zu seiner Pflicht, während Wachtel an die Straße hinantrat, wo der Regen noch immer seine eintönige, traurige Melodie spielte. Er sah die Straße rechts hinauf und links hinunter; aber sie war leer, langweilig und öde, und die Rinnsteine metamorphosirten sich immer mehr und mehr zu reißenden Strömen. Plötzlich aber belebten sich Wachtels ganz trübe und träumerisch gewordene Augen mit neuem Glanz, seine Züge strahlten eine hohe, erhabene Freude aus, und seine Blicke hefteten sich fest auf einen Gegenstand, rechts die Straße hinauf.

„Sie kommt hierher!" murmelte er endlich frohlockend in sich hinein und war mit einem Satz hinter der Hausthür.

In der That trat nach wenigen Minuten eine junge Dame ohne Regenschirm in den Hausflur, schüttelte ihre nassen Kleider und ging dann tiefer in das Haus hinein.

Nach einigen Augenblicken jedoch trieb sie die Ungeduld wieder in die Thür, um zu sehen, ob der Regen nicht bald aufhören werde, als plötzlich Wachtel, wie Ziethen aus dem Busch, hinter der Hausthür hervortrat und ihr ein tiefes, verbindliches Compliment machte.

Die junge Dame machte erstaunt einen Schritt zurück, indem sie glaubte, es sei ein Bewohner des Hauses der hinaus wolle; als jedoch Wachtel noch einen tiefen Diener zum Besten gab und ihr näher trat, so wandte sie sich unwillig ab und ging wieder tiefer in das Haus hinein.

Wachtel war aber nicht gesonnen, sich so leicht abweisen zu lassen; er folgte deshalb der Dame mit leichten, schwebenden Schritten, machte ein drittes, noch tieferes und verbindlicheres Compliment und sagte mit seinen gewöhnlichen weichen und wehmüthigen Tönen:

„Sie haben die Güte gehabt, sich zu irren, Fräulein... ich wollte nicht vorbei... wie wäre es bei solchem Wetter wohl möglich, vorbei zu wollen, wenn man im Trockenen sitzt... und in so liebenswürdiger Gesellschaft!“

Die Dame trat auf die andere Seite des Hausflurs und wandte Wachtel von neuem den Rücken. Dieser folgte ihr jedoch abermals und fuhr in süßen Schmeicheltönen fort:

„Verzeihen Sie, Fräulein, ich habe vergessen, mich Ihnen vorzustellen... ich heiße Wachtel, bin Graveur... und habe eben das süßeste Bild in mein Herz gravirt.“

„Sie scheinen nicht zu wissen, mit wem Sie sprechen!“ entgegnete die junge Dame jetzt kurz und unwillig; „ich bin verheirathet, mein Herr!“ —

„Dann ist Ihr Herr Gemahl der Glücklichste der Sterblichen!“ antwortete mit schneller Fassung der junge Mann. „Aber Sie werden hier auf diesem zugigen Hausflur einen Schnupfen bekommen oder vielleicht gar einen häßlichen Rheumatismus in einen dieser schönen Arme. Darf ich Ihnen nicht meinen Arm und meinen Regenschirm anbieten... ah so, ich habe ja keinen Regenschirm... verzeihen Sie, Madame... also dann nur meinen Arm... bitte... ich werde mich bemühen, Sie so trocken wie möglich nach Hause zu bringen.“

Die junge Frau drehte sich jetzt mit einer Viertelwendung um und blickte den jungen Mann lächelnd an. Bösartig schien er nicht zu sein, außerdem hatte er ihr eine Schmeichelei gesagt, welche die Frauen niemals verschmähen, und drittens kam noch die angeborene Schwatzhaftigkeit des schönen Geschlechts dazu; kurz der innere Kampf dauerte nicht lange, die rothen Lippen öffneten sich und sie sagte mit halb ängstlicher Wichtigkeit:

„Um Gotteswillen nicht, mein Herr. — O, wenn Sie meinen Mann kennten! — Er ist eifersüchtig! —

O, mein Gott, wie ich mich ängstige! — Wenn mein Mann nach Hause käme und mich nicht fände; ich wäre unglücklich! — Ich darf nämlich niemals allein ausgehen," fuhr sie, ihrer natürlichen Schwatzhaftigkeit die Zügel schießen lassend, fort; „niemals! Ich muß immer allein zu Hause sitzen, bei heruntergelassenen Rouleaux. Nur wenn es anfängt zu regnen, wage ich es zuweilen, das Haus zu verlassen, um eine Jugendfreundin zu besuchen. — O, lächeln Sie nicht, mein Herr! — Ja — ja... stets, wenn es anfängt zu regnen. — Mein Mann ist nämlich des Nachmittags immer auf seiner Ressource, und wenn es regnet, bin ich ziemlich sicher, daß er nicht unversehens nach Hause kommt... heute kam es aber so schnell, so heftig..."

„Also Sie lieben eigentlich den Regen auch, Madame?" fiel Wachtel freudestrahlend ein; plötzlich aber fing er an zu lachen, daß er sich die Seiten halten mußte und die junge Frau ihn ganz verwundert ansah.

„Was ist Ihnen denn?" fragte sie fast beleidigt. „Lachen Sie etwa über mich?"

„O behüte!" kicherte Wachtel; „da kommt nur ein Herr durch den Schmutz gewatet, der zieht die Beine so hoch wie ein Storch, wenn er spazieren geht... er sieht zu komisch aus!"

„Mein Gott, wenn es mein Mann wäre!" rief jetzt die Frau, mit dem Ausdruck der höchsten Angst.

O, bitte, mein Herr, retten Sie mich, verbergen Sie mich!“

Und dabei blickte sie sich nach allen Seiten um und lief endlich, ihre nassen Kleider zusammennehmend, mit einem leisen Freudenschrei in die Stube des Portiers, deren Thür sie hinter sich zumachte. — Wachtel blickte ihr mit flammenden Blicken nach und war fest entschlossen alles aufzubieten, die junge hübsche Frau aus der fatalen Lage, in der sie sich befand, zu befreien.

Er ging mit großen, gedankenvollen Schritten auf und nieder und überlegte hin und her, wie er die dringende Gefahr von dem lieblichen Wesen abwenden könne, ehe der gefürchtete, sie wahrscheinlich verfolgende, Ehemann in dem verhängnißvollen Hausflur anlangte.

Seine Schritte wurden immer heftiger, bis er plötzlich, als er eben wieder umwenden wollte, an einen weichen, nassen Gegenstand anlief, der früher nicht dagewesen sein konnte.

Wachtel riß verwundert die Augen auf und erblickte dicht vor sich einen fremden Herrn, der eben seinen Regenschirm zumachte und sich mit der rechten Hand die linke Schulter rieb. — Wie ein Blitz fuhr dem Graveur jetzt eine Idee durch den Kopf. Der fremde Herr hatte ja einen Regenschirm, und ein Regenschirm war augenblicklich der Gegenstand, auf den sich alle seine Wünsche concentrirten. Er faltete daher bittend die Hände und

beschwor den fremden Herrn, ihm nur auf eine einzige Stunde seinen Schirm zu leihen, es hinge ein Menschenleben davon ab und er wolle ihn trockener zurückbringen, als er es jetzt sei. Als er endlich dem Herrn seine Karte gab, hatte dieser Mitleid mit dem Unglücklichen, reichte ihm lächelnd den Schirm, sagte ihm ebenfalls seinen Namen und schritt die Treppe hinauf, denn er wohnte in dem Hause, in der ersten Etage. — Triumphirend schwang Wachtel jetzt den nassen Regenschirm um sein Haupt und blickte dann wieder auf die Straße hinaus, um zu sehen, ob der Feind sich seinem Lager nähere. — Der Herr, den er vorhin entdeckt, hatte sich jedoch unterdeß in einen zusammengefegten Schmutzhaufen verirrt, aus dem er sich sobald noch nicht herausfinden zu wollen schien.

Wachtel hielt es deshalb für strategisch wichtiger, seinen Beobachtungsposten zu verlassen, um keinen Verdacht zu erregen, und ruhig abzuwarten, ob der Herr in das Haus kommen werde oder nicht. — Er trat deshalb tiefer in das Haus hinein und nahm dort eine Aufstellung, wie ein Mensch, der den Regen abzuwarten gedenkt.

Er hatte aber noch nicht lange gestanden, als der bewußte Herr triefend und ohne Regenschirm in das Haus trat. Es war ein ältlicher Mann, von kleiner leicht gebückter Statur und in etwas veraltetem Costüm. Seine Züge drückten eine ganz ausnehmende Zufriedenheit und Behaglichkeit aus und, trotzdem er augenscheinlich bis auf

die Haut durchnäßt war, ging er doch, sowie er Wachtel erblickte, mit kurzen trippelnden Schritten auf denselben zu, nickte freundlich mit dem Kopf und begann mit etwas hoher, aber außerordentlich milder und wohlwollender Stimme:

„Niedlicher Regen heute? — Was? — Und bei Ostwind. — Was sagen Sie dazu? — Wie? — Dieser Regen ist eigentlich ein Unsinn, wissen Sie... ganz gegen alle Gesetze der Natur und der Erfahrung. — Ich notire mir alle Morgen den Wind... unter hundert Malen haben wir fünfundneunzig mal bei Ostwind trockenes Wetter. — das letzte mal, daß wir bei Ostwind Regen hatten, war am 26. Juni 1846... aber damals war ich auch Schuld daran, ja."

Wachtel, den der Eintritt des alten Herrn anfangs in eine sehr unbehagliche Stimmung versetzt hatte, wurde doch sehr bald durch die harmlose Gemüthlichkeit desselben wieder beruhigt und er unterbrach ihn deshalb jetzt schon mit lächelnder ungläubiger Miene:

„Wie? Sie waren Schuld am Regen?"

„Nun natürlich!" fuhr der Alte fort, indem er eine zustimmende Bewegung mit der Hand machte; „nun natürlich! damals ebenso gut wie heute! — Als ich heute Morgen aufstand und nach der Wetterfahne, gegenüber beim Bäcker, sah, hatten wir den schönsten, reinsten Ost, ohne die geringste Beimischung von Nord oder Süd. I!

denke ich, da kannst du's mal riskiren und ohne Regenschirm ausgehen. — Kaum war ich aber eine Stunde unterwegs, da ging's los... und, weil ich auch 'nen neuen Hut auf hatte, ward's ein Wolkenbruch... ja! — Sehen Sie; wenn ich nämlich ohne Regenschirm ausgehe, regnet's immer, und wenn ich den Regenschirm bei mir habe, nimmer... Sagen Sie, kennen Sie mich denn nicht?"

„Nein; ich habe nicht das Vergnügen!" entgegnete Wachtel höflich.

„I, das ist aber merkwürdig, wissen Sie," fuhr der Alte beinahe verwundert aber eben so liebenswürdig fort. „In meiner Gegend kann kein Optikus aufkommen... ich bin der Barometer für das ganze Stadtviertel... die Leute nennen mich deshalb immer den Regenmann... ich glaube die Meisten wissen gar nicht, wie ich mit meinem wirklichen Namen heiße. — Ja... und die Uhren stellen sie auch alle nach mir... weil ich stets zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten vorübergehe. — Wollen hier auch wohl den Regen abwarten... wie?..."

Wachtel bejahte.

„Hört nicht auf; hört nicht auf, lieber Freund!" fuhr der Alte fort, indem sein Gesicht einen immer freundlicheren und wohlwollenderen Ausdruck annahm. „So lange ich hier bei Ihnen eingesperrt bin, haben Sie nicht die leiseste Hoffnung! — Ich bin so sicher wie der beste

Barometer. — Sehen Sie, ich habe einen Vetter, der ist Gutsbesitzer... wenn bei dem einmal Dürre ist, läßt er mich kommen. — Kaum bin ich ohne Regenschirm und mit 'nem neuen Hut mitten auf dem Felde... hast Du nicht gesehen! Da gießt's los... ja... und wenn er Nässe hat, mach' ich's ihm trocken... darin bin ich nun ein merkwürdiger Mensch."

Obwohl Wachtel durch das freundliche, einnehmende Wesen des Alten sehr angenehm berührt worden war, bemächtigte sich doch seiner eine lebhafte Unruhe, wenn er an seine schöne Schutzbefohlene dachte, die gewiß in dem einsamen Portierszimmer von der peinlichsten Angst gefoltert wurde, und er unterbrach daher die Geschwätzigkeit des Alten mit der ziemlich abrupten Frage:

„Sagen Sie 'mal, Herr Regenmann... sind Sie verheirathet?"

„Nein!" antwortete der Alte, sofort mit derselben Liebenswürdigkeit auf den neuen Gegenstand eingehend und Wachtel durch dieses „Nein" auf die angenehmste Weise beruhigend... „sehen Sie, das wäre ja gar nicht möglich... und wenn ich noch so sorgfältig gewählt hätte, bei meinem Unglück hätte ich ja den leibhaftigen Satan auf den Hals bekommen... ja!"

Der getreue Wachtel athmete tief auf bei dem Geständniß, daß der alte Herr nicht der Gatte seiner schönen Regenbekanntschaft war, und wandte sich nach der Woh-

nung des Portiers, um der geängsteten Dame die frohe Mittheilung zu machen.

Eben wollte er die Hand auf die Thürklinke legen, als er die Stimme des alten Herrn hinter sich hörte, der in der froheſten Laune ausrief:

„Aber da haben Sie ja einen Regenſchirm!... da ſind Sie ja gerettet, junger Mann... Leben Sie wohl!“ Und damit ergriff er den Schirm des fremden Herrn, den Wachtel an die Wand geſtellt hatte, ſpannte ihn triumphirend auf und rief noch im Abgehen, indem er mit hochgezogenen Beinen durch den Schmutz watete:

„Seien Sie ganz unbeſorgt, junger Mann; in einer halben Stunde ſcheint die Sonne!“ Fort war er.

Wachtel zog die Hand wieder von der Thürklinke zurück und blickte dem abgehenden Alten mit offenem Munde nach. „Nun das iſt denn doch zu toll,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „das hätte ich dem alten Menſchen denn doch nicht zugetraut! Schlängelt ſich hier ganz gutmüthig an mich an, erzählt mir mit der ehrlichſten Miene wunderbare Geſchichten, macht mich vertrauensvoll, und das alles blos um mir meinen ſauer erworbenen Regenſchirm auszuführen, der mir gar nicht einmal gehört und den ich nun noch das Vergnügen haben werde zu erſetzen! — Ah! das iſt denn doch zu arg, und ich will gleich...“

Mit dieſen Worten war er in zwei Sätzen an der Hausthür und wollte auf die Straße hinaus, um den

Räuber seines Schirms und seines Vergnügens zu verfolgen; aber es regnete im Augenblick so furchtbar, daß er entsetzt wieder zurückprallte.

„Burr! Nein, das ist doch nicht möglich!“ sagte er in verzweiflungsvollen Tönen.

Dann aber trat er noch eimal an die Hausthür heran und rief mit der ganzen Kraft seiner Lunge dem Alten nach:

„Sie! — Wollen Sie mir wohl gleich meinen Regenschirm wiederbringen! — Sie!!! — Hören Sie denn nicht?“

Aber der Alte watetete immer weiter und weiter durch die schwimmende Straße, und Wachtel hörte nur noch aus weiter Ferne die freundlichen Worte:

„Seien Sie ganz unbesorgt, junger Mann, in einer halben Stunde scheint die Sonne!“

„Da geht er hin!“ rief Wachtel schmerzlich. „Ein Dieb in so einfältiger Gestalt. — O Zeit! O Sitten!“ —

Es blieb ihm jedoch keine Zeit, seine Betrachtungen über die Depravation der socialen Verhältnisse weiter auszuspinnen, denn er sah zu seinem nicht geringen Schrecken einen Mann die Straße herabkommen. — Der sah ihm allerdings eher aus wie ein eifersüchtiger Ehemann, und er zog es deshalb vor, diesmal die Begegnung nicht abzuwarten, sondern sich zum unmittelbaren Schutze der jungen Frau zu verwenden.

Kaum hatte er diesen Entschluß Wirklichkeit werden lassen und die Thür der Portiersstube hinter sich geschlossen, als der wilde Mensch auch schon wie ein rasender Roland auf den Hausflur stürzte, wo er sich schüttelte, wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt.

„Ah! — das wird mir aber denn doch zu toll!“ begann Roland ein Selbstgespräch, wie man es in ähnlichen Situationen zu halten pflegt. „Ich wollte eigentlich einmal nach Hause gehen und nachsehen, ob meine Frau auch nicht das Rouleaux aufgezogen hat; aber man weicht ja vollständig durch. — Sonst liebe ich eigentlich den Regen. — Er ist ein natürlicher Tugendwächter der Frau... denn bei einem solchen Wetter auszugehen, das gehört zu den Kunststücken. — Und was mich betrifft, so habe ich immer meine triftige Entschuldigung, wenn ich etwas später nach Hause komme. — Mein Gott, man ist ja noch jung... man hat auch gern noch ein kleines Abenteuer!“

Das Glück schien dem jungen Abenteurer allerdings heute zu lächeln; denn kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, als, triefend und mit zugeklapptem Regenschirm, die Frau des Portiers wieder an den heimischen Gestaden landete. Sie war noch eine ganz ansehnliche Frau und namentlich jetzt, wo ihr das etwas auseinandergegangene Haar malerisch in das Gesicht herabhing, und die Wangen

von Sturm und Regen gar lieblich geröthet waren, konnte sie noch immer als sehr hübsch und jung gelten.

Dieser Ansicht schien auch Roland zu sein, denn nachdem er die neue Erscheinung einen Augenblick lorgnettirt hatte, nähert er sich galant und eröffnete die Unterhaltung damit, daß er sich tief verbeugte und auf eine graziös verführerische Weise lächelte.

Auf die Portiersfrau schien das jedoch keinen Eindruck zu machen, denn sie betrachtete sich den wilden Mann mit äußerster Gemüthsruhe und sagte dann mit unnachahmlicher Ruhe, die namentlich den Berlinerinnen der niederen Kreise in ähnlichen Lagen charakteristisch ist:

„Nanu! zu wem wollen Sie denn?“

„Sollte Amor hier nicht?“ ... hauchte Roland, indem er noch graziöser zu lächeln versuchte.

„Wohnt hier nicht!“ unterbrach ihn Madame Rumpelmann, drehte dem Zudringlichen den Rücken und eilte in die Stube, deren Thür sie heftig hinter sich zuwarf. — Roland erklärte sich durchaus noch nicht für geschlagen, sondern sammelte sofort wieder die Streitkräfte seiner Seele und stürzte dann, mit kühner Geberde, ihr nach in das stille Heiligthum.

Kaum war er in demselben verschwunden, als Papa Rumpelmann, der Portier, wieder auf den Hausflur trat, sich umsah und dann sich vergnügt die Hände rieb:

„So!“ murmelte er schmunzelnd vor sich hin. „Der

Hauswirth ist aufgebürstet... der unausstehliche Mensch ist auch fort... nun können wir endlich in Ruhe unsere Zeitung lesen."

Und damit watschelte er gar behaglich nach der Thür seines Zimmers, die er eben öffnen wollte, als ihm, wie ein plötzlicher Lava-Ausbruch, der rasende Roland, dessen Frau, Wachtel und seine eigene Frau mit solcher Heftigkeit entgegenstürzten, daß der arme Rumpelmann erschrocken zurückprallte.

Nun entspann sich ein entsetzlicher Streit zwischen Roland und dessen Gattin. Der wilde Mann hatte sein sanftes Weib mit einem fremden Herrn in einer fremden Stube überrascht, und das sanfte Weib hatte ihren wilden Mann eine fremde Frauensperson in ein fremdes Zimmer verfolgen sehen. Beide machten sich die bittersten Vorwürfe, beschuldigten sich der Untreue, betheuerten ihre Unschuld und trampelten endlich vor Wuth mit den Füßen, weil es keiner dem andern glauben wollte. Der Portier und seine Frau standen dabei und verstanden kein Wort von der ganzen Geschichte, während Wachtel vergeblich Bemühungen machte, um sich vermittelnd dazwischen zu legen.

Der Streit der empörten Gatten erreichte endlich den höchsten Grad, und namentlich glaubte Roland seine Frau in weit größerem Unrecht, als sich selbst, und verlangte wüthend und immer wüthender von ihr, sie solle wenigstens in sich gehen und ihre Schuld bekennen. — Das

sanfte Weib wurde jedoch auch mit der Zeit heftig, verweigerte auf das standhafteste das Bekenntniß ihrer Schuld, und endlich als beide Theile einsahen, daß sie selbst nicht im Stande sein würden dem Mysterium auf den Grund zu kommen, hoben sie, in höchster Extase und Verzweiflung ihre Arme gen Himmel empor und flehten um ein Zeichen, daß sie sich einander glauben dürften.

Und siehe da! Kaum hatten sie gefleht, als plötzlich das dunkle Gewölke sich theilte und ein heller Sonnenblick die Straße und den Flur beleuchtete.

Alle sahen sich erstaunt an; der wilde Mann aber reichte seinem sanften Weibe die Hand, und sie blickten versöhnend einander in's Auge und baten sich beschämt und schweigend gegenseitig um Verzeihung.

Als eben ein Kuß das neue Bündniß besiegelte, als Wachtel sich vergnügt die Hände rieb und Rumpelmann und seine Frau die Geschichte noch nicht begriffen hatten, trat plötzlich der alte Herr von vorhin, mit aufgespanntem Regenschirm, mitten unter sie, klappte dann den Schirm zusammen, reichte ihn Wachtel mit gutmüthigem Kopfnicken und sagte freundlich:

„Sehen Sie wohl, lieber Freund! Ich bin blos eine halbe Stunde mit dem Regenschirm spazieren gegangen, und da haben Sie den schönsten Sonnenschein. — Na! — Da haben Sie Ihren Schirm wieder! — Und nun guten Abend, meine Herrschaften guten Abend!" fuhr der Alte

zu den übrigen Personen fort; „es hat mich gefreut, Ihnen einen kleinen Dienst leisten zu können.“

Und damit nickte er freundlich und verließ den Hausflur.

Kaum sah ihn Wachtel jedoch im blanken Sonnenschein von dannen schreiten, als er beinahe entsetzt ausrief:

„Der Regenmann geht ohne Schirm und mit 'nem neuen Hut! — Beeilen Sie sich meine Herrschaften... in fünf Minuten haben wir einen Wolkenbruch!“

Mit diesen Worten zog er Roland und seine Frau fast gewaltsam mit sich fort; der Portier aber und seine Gattin blieben stehen und konnten's nicht begreifen und sahen sich mit offenem Munde an.

3.

Der Junker von Barsewisch.

Episode aus der Schlacht von Leuthen,

nach den Berichten eines Augenzeugen.

Der Junker von Barsewisch.

(Episode aus der Schlacht von Leuthen, nach den Berichten eines Augenzeugen*).

In dem vorjährigen Kriege gegen Oesterreich und den größten Theil von Deutschland hat sich unsere Armee gewiß gut geschlagen, von Seiner Majestät dem König bis auf den gemeinen Mann herunter, und Officiere und Soldaten haben die Entbehrungen und Strapazen ertragen, daß es eine wahre Lust und Freude war, wenn man in den Zeitungen davon las.

Aber wenn die Väter der jungen Helden hörten und sahen, wie im ganzen Lande für die Verwundeten und Kranken gesammelt wurde, um ihnen ihr hartes Schicksal soviel wie möglich zu erleichtern, dann mögen die Alten, bei allem Stolz, der ihre Brust schwellte, doch ganz leise

*) Meine Kriegserlebnisse während des siebenjährigen Krieges von C. F. R. von Barsewisch.

bei sich gedacht haben; ja ja, heutzutage wird's ihnen doch bequemer gemacht. Als wir Anno 13, 14 und 15 die Franzosen aus Deutschland jagten, da wurde für das Wohlleben des Soldaten wenig gethan; aber freilich hatte auch Niemand recht viel übrig zu geben.

Und wenn die Alten dann vollends d'ran dachten, was ihre Väter ihnen erzählt hatten vom siebenjährigen Kriege und was der Soldat da alles thun mußte für seine sechs Dreier täglich und sein elendes Kommißbrod; dann mußten sie sich allerdings sagen, daß früher die Menschen härter und anspruchsloser waren, daß aber doch die heutige Zeit besser geworden ist.

Im siebenjährigen Kriege sorgte Niemand für den Soldaten, wie der König, und wenn der nicht Brod gebacken hatte, dann konnte die Armee nicht marschiren; heutzutage sorgt das ganze Land für seine kämpfenden Brüder und Söhne, und so ist es auch in der Ordnung. — — —

Es war am 5. Dezember des Jahres 1757, als der alte Fritz mit seiner kleinen Armee gegen die dreimal stärkeren Oesterreicher zog, um nach den Unfällen, die er in der letzten Zeit erlitten, Alles auf's Spiel zu setzen und zu siegen oder zu sterben.

Das hatte er zu seinen Generalen vor jener denkwürdigen Schlacht gesagt, die er am heutigen Tage bei Leuthen schlagen wollte, und die Generale hatten es wieder

den Soldaten mitgetheilt, so daß sich die ganze Armee in einer Stimmung befand, als hätte sie das Abendmahl genommen und ginge jetzt mit kaltblütigem Muth dem großen Spiel um Tod und Leben entgegen.

Es war noch früh Morgens, ein kalter Decemberwind pfiff den Soldaten durch die engen, knappen Uniformen, beinahe bis in den leeren Magen hinein, und die frierenden Füße wateten im Schnee, der die einzige Leuchte dieser Nacht war; denn der gute Mond hatte sich hinter den Wolken verkrochen, als wenn er sich fürchtete vor dem, was sich nun bald ereignen sollte.

Endlich dämmerte ein bleicher Tag herein, und die Armee marschirte immer weiter und weiter, als wenn sich eine dunkle Riesenschlange über eine weiße Ebene hinbewegt.

Das Regiment Meyerinck, das fast aus lauter Frankfurtern, Beeskowern, Storkowern und Leuten aus dem Oderbruch bestand, hatte die Avantgarde und war vom König expreß zu dieser Ehre auserſehen worden, weil er jene Leute für eine vorzüglich brave Nation hielt, die ihrem Landesherrn ganz besonders ergeben und die schon im ersten schlesischen Kriege bei Molwitz, sowie auch im siebenjährigen Kriege, hauptsächlich bei Prag, vor den Augen des Königs und der ganzen Armee, sich mit unvergänglichem Ruh[m] bedeckt hatte.

Der Fürst von Anhalt Dessau, unter dem d[...] giment fast immer gefochten, hatte über dasselb[...]

zum König gesagt: „Ihre Majestät können dem Regiment Ihre Krone und Ihr Scepter anvertrauen; wann die vor dem Feinde laufen, so will ich selber ein Hundsfott heißen."

Das Regiment Meyerinck also hatte die Avantgarde und trat so forsch aus, daß die Anderen kaum mitkommen konnten und der König mehrmals Adjutanten vorschicken mußte, mit der Ordre, daß sie kürzer treten sollten.

Vor dem ersten Zuge der Leib-Compagnie marschirten zwei blutjunge Junker, die viel kleiner waren, als die riesigen Grenadiere, die ihnen auf dem Fuße folgten und sie deshalb ihre kurzen Beine schmissen, als wenn sie sie sich aus den Hüften schleudern wollten, damit ihnen die Anderen nicht auf die Hacken treten sollten, und dabei hielten sie aber ihre Fahnen so fest in den zarten Händen, als wenn sie sie nie in ihrem Leben wieder loslassen wollten.

Es waren die Frei-Corporals von Barsewisch und von Unruh, die also die beiden Ersten sein sollten, die heute in die Oesterreicher hineingingen.

Es war schon eine ganze Zeit Mittag vorüber, als die lange Linie einschwenkte und nun der dreifach längeren Linie der Oesterreicher gegenüberstand.

Vor der preußischen Avantgarde lag die ganze, aus- nte österreichische Stellung, und hinter derselben for- sich die dunklen Massen der Preußen.

ährend die Generale noch ihre höheren Officiere

instruirten, und die Leute sich rühren konnten, trat der Compagnie-Feldscheer Wohlgemuth zu dem von Barsewisch heran und fragte ihn mit leiser Stimme:

„Na, Herr Junker; wie wär's denn mit 'nem kleinen Bittern; ich habe noch grade zwei gute Schluck in meiner Feldflasche!"

„Nein; ich danke Ihnen, lieber Wohlgemuth", entgegnete der Fahnenträger fast noch leiser; „die Leute könnten denken, ich wollte mir Courage trinken, und das mag ich um alle Welt nicht von mir glauben lassen."

Der Feldscheer schüttelte lächelnd den Kopf.

„Hm!" machte er; „was ist denn heute eigentlich mit Ihnen; Sie sehen mir gar nicht so lustig aus, wie sonst."

Der Junker zog den Chirurgus näher zu sich heran.

„Ihnen will ich es erzählen, Wohlgemuth;" sprach er mit leiser Stimme; „namentlich da ich noch eine Bitte an meine Mittheilung zn knüpfen habe. Mir hat nämlich die Nacht geträumt, daß ich mitten zwischen den Kaiserlichen wäre und daß ich dergestalt verwundet worden, daß mir dabei das Blut aus dem Körper floß und ich die Befürchtung hegte, mich zu Tode bluten zu müssen. Ich glaube nun, daß mir dieser Traum nichts Gutes bedeuten wird und bitte Sie um die Gefälligkeit, daß Sie sich auf dem Schlachtfelde ein bischen nach mir umsehen

und wenn Sie mich auf der Erde liegen finden, mir meine Wunde zu verbinden."

Der Feldscheer wollte eben etwas erwidern, als auf der ganzen Linie der Avantgarde „Stillgestanden!" kommandirt wurde.

Als wenn der Blitz in die beiden Junker gefahren wäre, stellten sie sich grade und hielten die Fahnen hoch, während der ehrliche Wohlgemuth, mit langen Schritten, wie ein Storch, der im Salat spazieren geht, wieder hinter die Front eilte.

Was mochte denn nur eigentlich los sein?

Aha! — Da kamen mehrere Officiere die Front herauf geritten.

Voran ritt Einer auf einem Schimmel, ein kleiner Mann, mit vornübergebeugter Haltung, der die Leute mit seinen großen Augen ansah, als wenn er ihnen bis in die Herzen schauen wollte. Auf dem Kopfe trug er einen alten, schlechten Dreimaster; um die kleine eingesunkene Gestalt schlotterte ein grauer Mantel mit kurzem Kragen und an den schlecht gewichsten Stiefeln trug er keine Sporen.

Als der vorderste Reiter bei den beiden Fahnenträgern angekommen war; sah er sie auch erst eine Weile mit seinen großen Augen an, und dann streckte er den Arm mit einem Krückstock unter dem Mantel hervor und sagte, nach dem linken Flügel der Oesterreicher zeigend mit einer hohlen, klanglosen Stimme:

„Junker von der Leib-Compagnie; siehet Er wohl; auf den Verhack soll Er zu marschiren; Er muß aber nicht zu stark avanciren; damit die Armee folgen kann!“

„Zu Befehl, Ihro Majestät!“ riefen die beiden Fahnenträger, wie aus einem Munde.

Und dann wandte sich der König an die Soldaten und sprach noch lauter:

„Bursche! Sehet Ihr dort wohl die Weißröcke? Die sollt Ihr aus den Schanzen wegjagen; Ihr müßt nur stark auf sie marschiren und sie mit dem Bajonnett vertreiben; ich will Euch alsdann mit der ganzen Armee unterstützen. Hier heißt es siegen oder sterben; vor Euch habt Ihr den Feind und hinter Euch die ganze Armee, daß Ihr also auf keiner Seite zurück oder vorwärts anders als siegend Platz findet.“

„Jawohl; Ihro Majestät, wir wollen schon machen!“ brüllten die braven Frankfurter und Oderbrüchler, indem sie gar grimmige Gesichter schnitten.

Der König verzog keine Miene, sondern faßte nur leicht an den Hut und ritt mit seinen Begleitern weiter.

Bald darauf wurde der Befehl zum Angriff gegeben und die preußische Armee setzte sich nach den Klängen der Feldmusik mit einer Ruhe und Ordnung in Bewegung, als wenn sie in Berlin auf dem Exercierplatz wäre.

Zehn Schritt vor der Front der Leibcompagnie, die vordersten von der ganzen Armee, die Fahnen hoch und

die kurzen Beine gewaltig aus dem Leibe schmeißend, marschirten die Junker von Unruh und von Barsewisch, und hinter der Front stakte der Chirurgus Wohlgemuth, wie ein Storch auf der Bauernwiese.

Der Feind stand ganz ruhig und bewegte sich nicht eher, bis sich ihm die Avantgarde ungefähr auf zweihundert Schritte genähert hatte; dann war es plötzlich, als wenn er den Angreifenden eine ganze Wolke Rauch in's Gesicht pustete, und gleich darauf brüllte ihnen der Kanonendonner entgegen, und die Kartätschen pfiffen ihnen um die Ohren, als wenn sie ihnen ihr Todeslied vorspielen wollten.

Aus den Gliedern tönte hie und da ein geller Aufschrei und mancher Brave schloß die Augen für immer und sank zurück in den kalten, nassen Schnee; aber die Anderen stürmten nur um so rasender vorwärts. — Was fällt, das liegt; da darf man Keinem die Hand reichen und ihm helfen.

Der Verhack war mit Grenadieren besetzt, welche über ihre blanken Mützen weiße Ueberzüge hatten.

Sie knatterten auch aus ihren Gewehren ganz lustig los; aber die ehrlichen Frankfurter vom Regiment Meyerinck hatten nun ebenfalls nicht länger Geduld, sondern sprangen über den Graben, traten mit ihren kräftigen Beinen das Verhack nieder und befanden sich nach wenigen Minuten mitten unter den Kanonen, wo sie so herzhaft mit dem Bajonnett unter den Oesterreichern aufräumten, daß

diese ihre sieben Kanonen im Stich ließen und, in ihren weißen Röcken, wie die Schneemänner über das Feld liefen, das sich bald mit Todten und Verwundeten besäete.

Die Preußen hinterher, wie das Donnerwetter.

Bei der Verfolgung kamen sie aber doch ein bischen auseinander und als sie nun ein zweites Verhack vor sich sahen, war keine rechte Kraft in ihrem zerstreuten Anlauf.

Da stellten sich aber die beiden Junker auf die Zehen, um sich recht groß zu machen, hielten ihre Fahnen so hoch wie möglich empor und schrieen, was die Lunge halten wollte:

„Bursche! Hierher! Folgt Euren Fahnen!“

Und als sie auf diese Weise einen tüchtigen Klumpen zusammengebracht hatten, stürmten sie wieder, zehn Schritte voran, die Fahne in der Linken, den kurzen Säbel in der Rechten, auf die feindlichen Batterien los, als wenn sie sie beide allein nehmen wollten.

Da wurde plötzlich die eine Fahne niedriger, und als die Grenadiere hinblickten, sahen sie den kleinen Junker von Barsewisch in den Knieen wanken; dann wurde er leichenblaß, schloß die Augen und sank, die Fahne noch in der Hand behaltend, vornüber in den häßlichen, kalten Schnee.

Was fällt, das liegt; die Andern mußten vorwärts. —

Eine Minute waren sie an dem armen Junker vorbei; noch eine Minute, und der, der sie so muthig in den

Kampf geführt hatte, lag hinter der Front, und dann schritten die Bataillone kalt und gefühllos über ihn hinweg, und der junge Held blieb liegen; seinen Antheil an dem schönen Tage hatte er empfangen.

Und die Schlacht ging weiter:

Die Kanonen brüllten auf beiden Seiten, daß die gefrorene Erde zitterte; Cavalleriemassen stürmten und wogten gegeneinander; die Infanterie überschüttete sich gegenseitig mit Gewehrkugeln und drang mit dem Bajonnett auf einander ein, und die höheren Officiere sprengten hierhin und dorthin, um überall zu ordnen und zu helfen.

Endlich nach unerhörten Anstrengungen des kleinen Häufleins Preußen, die heute mit verdoppelten Kräften kämpfen, weicht die kolossale österreichische Linie auf allen Punkten; aber im Centrum ballt sich noch eine furchtbare Infanterie- und Artilleriemasse in und um das Dorf Leuthen zusammen, um hier noch einen letzten, verzweifelten Widerstand zu leisten.

Man kämpft Mann gegen Mann, Stirn gegen Stirn; endlich dringt der tapfere Möllendorf mit seinem Bataillon in das Dorf; die Anderen drängen nach; es entsteht ein grausiges Handgemenge und schließlich drücken die Preußen, durch die bloße Wucht ihres Anlaufes, die hohe, steinerne Kirchhofsmauer ein; die Oesterreicher weichen aus ihrem letzten, festen Punkt; Flucht und Verfolgung werden all-

gemein, und die größte, glänzendste Schlacht des Jahrhunderts ist gewonnen.

Die feindliche Armee geschlagen und zersprengt; fast ihr ganzes Geschütz und eine große Menge von Gefangenen verloren; und das Alles in den wenigen Nachmittagsstunden eines kurzen, dunklen Decembertages.

Das Regiment Meyerinck hatte keinen kleinen Ehrenantheil an dem Gewinn der Schlacht gehabt; es hatte drei feindliche Treffen und einen Theil der Cavallerie in die Flucht geschlagen und war vor der oft bedeutenden Uebermacht auch nicht einen Schritt zurückgewichen.

Seine Majestät der König erkannte das auch bereitwilligst an.

Er dankte dem braven Regiment öffentlich nach der Schlacht für seine Tapferkeit und vertheilte an die Officiere 14 Orden Pour le mérite und an die Gemeinen 1500 Thaler und sagte dabei, daß er dem Regiment, welches sich bei Molwitz und in Schlesien so verdient gemacht, die Erhaltung dieser Provinz mehr als einmal verdankte und daß es bei ihm nie in Vergessenheit gerathen sollte.

Als das Regiment in der Nacht vom 5ten zum 6ten December in der Nähe eines Dorfes im schlechten Bivouak stand, kam der König herangeritten und sagte:

„Bursche, Ihr dürft nicht naß werden und frieren, Ihr habt Euch heute besonders hervorgethan; tretet in die Gebäude, da werdet Ihr Schutz finden vor dem Schneewetter.“

Die ganze übrige Armee mußte unter freiem Himmel bleiben.

Kehren wir nun aber zu dem Helden unserer Geschichte, dem Fahnenjunker von Barsewisch zurück:

Die Schlacht war ausgekämpft; eine frühe Dämmerung breitete sich über die blutgetränkte Wahlstatt, und das Regiment Meyerinck ging ein ganzes Stück zurück, um ein Bivouak zu beziehen.

Ein Tambour, der ein wenig hinkte und deshalb ein ganzes Ende hinterdreinschlich, hatte den Kopf gesenkt und schien in recht trübe Betrachtungen versunken zu sein, bei dem Anblick der vielen Leichen, die den Erdboden bedeckten, und über die der fallende Schnee schon ein großes, weißes Todtentuch zu breiten begann.

Plötzlich aber blieb der Tambour stehen, starrte erst eine ganze Weile zu Boden und dann bückte er sich hinunter und schüttelte und rüttelte einen Soldaten, der auf das Gesicht gefallen und der seine Fahne noch fest im Arme hielt.

„Junker!“ rief der Tambour; „Junker! Leben Sie, oder sind Sie todt?“

Keine Antwort.

Der Trommelschläger knieete nieder, drehte den Gefallenen um und wollte ihm die Fahne aus dem Arm ziehen.

Bei dieser Berührung durchzuckte es den erstarrten

Körper und er preßte die Fahne noch krampfhafter an die Brust.

„Junker, Junker!“ fuhr der Tambour fort, den jungen Menschen an beiden Schultern packend; „stehen Sie auf, hier können Sie nicht liegen bleiben; Sie bluten ja fürchterlich am Halse.“

Den angestrengten Bemühungen des guten Soldaten gelang es endlich, den Junker von Barsewisch in's Leben zurückzurufen, der die Augen aufschlug, verwundert um sich blickte und sich dann nur langsam entsann, was mit ihm vorgegangen wäre.

Als der Tambour ihn aufrichten wollte, schoß ihm das Blut stromweis aus dem Halse und er fiel von neuem in den Schnee zurück.

Der Soldat nahm eine Hand voll Schnee, wusch die Wunde damit tüchtig aus und band dem Junker dann ein altes Tuch so fest um den Hals, daß es nicht mehr bluten konnte.

„So!“ sagte er, dem Verwundeten auf die Beine helfend, „nun kommen Sie, Herr von Barsewisch; wir wollen sehen, ob wir nicht einen Verbandplatz finden; mir juckt es eklig im linken Fuß; ich glaube, ich habe da auch eins abgekriegt.“

Als der Tambour den Junker endlich auf die Beine gebracht und einige Schritte mit ihm gemacht hatte, standen Beide wieder still.

„Was ist denn das?" wandte sich der Erstere an den Letzteren; „Sie ziehen ja auch mit dem linken Fuß, Junker... er ist Ihnen wohl eingeschlafen, bei dem langen Liegen?"

„Ich glaube eher, daß ich einen Streifschuß an der Wade bekommen habe," antwortete Barsewisch; „es schrint ganz gewaltig... und außerdem fühle ich auch ganz deutlich, daß die Musketenkugel, die mir zum Halse hereingegangen, zwischen den Schulterblättern stecken geblieben ist... sie senkt sich mit jedem Schritt, den ich mache, tiefer hinab."

Aber es half alles nichts; es wurde immer dunkler, der Schneefall immer dichter, und wenn sie sich nicht total auf dem Schlachtfelde verirren wollten, mußten sie schon weiter, wenn es ihnen auch sauer wurde.

So humpelten sie denn, einander unterfassend, auf gut Glück vorwärts, indem der Junker den Schaft seiner Fahne als Stütze brauchte.

Die Fahne vergalt es ihm jetzt, daß er sie gerettet hatte.

Aber sie gingen und gingen, ohne einen Verbandplatz zu finden, ja ohne einem lebenden Wesen zu begegnen; und der Schnee deckte die Todten immer dichter mit seiner kalten, weißen Decke zu.

Da befanden sie sich plötzlich in der dicken, fast undurchsichtigen Luft, dicht vor einem kleinen Gehöft, aus dessen Fenstern ein trübes, gelbes Licht, wie ein mattes

Hoffnungslächeln, in die Nacht des Todes und des Elends hinausschimmerte.

Mit neubelebten Kräften schritten die beiden Verwundeten weiter und hatten nach wenigen Minuten das kleine Wohnhaus erreicht.

Als sie in die Stube traten, war unser alter Bekannter, der Chirurgus Wohlgemuth, eben damit beschäftigt, einen Officier Namens von Kreckwitz zu verbinden, der auf dem Rücken auf einem Tisch lag, und dem eine Kanonenkugel das Fleisch der Lende bis auf den Knochen weggerissen hatte.

Dabei rauchte er aber so ruhig seine Pfeife Taback, als wenn er sich von seinem Burschen die Füße waschen ließe.

„I, Herr von Barsewisch!“ rief der Feldscheer, sich aus seiner gebückten Stellung emporrichtend; „wo kommen Sie denn hierher?“

„Nun... ich komme zum Verbinden,“ antwortete der Junker; „ich habe es Ihnen ja heute Morgen gesagt, daß mein Traum in Erfüllung gehen würde und daß Sie mich verbinden sollten; da Sie mich nicht gefunden haben, bleibt mir doch nichts anderes übrig, als Sie aufzusuchen.“

„Nehmen Sie Platz, Junker!“ rief der Lieutenant, trotz seiner heftigen Schmerzen lächelnd; „hoffentlich hat der Doctor mich nun bald genug gequält, dann soll er Sie vornehmen.“

Das geschah denn auch; aber es war natürlich nur

von einem oberflächlichen Verband der Wunde die Rede, die Kugel konnte noch nicht herausgeschnitten werden.

Noch an demselben Abend schickte der Lieutenant von Kreckwitz seinen Bedienten zu Pferde nach dem nächsten Dorf hinter der Front und ließ einen Bauernwagen mit Stroh herbeiholen, um auf demselben nach dem Städtchen Neumarkt zu fahren, weil der Ort mit preußischen Truppen besetzt und dort ein Lazareth eingerichtet war. Er äußerte sich sehr freundlich gegen den Junker, und sagte ihm, er solle mit ihm nach Neumarkt fahren und dort sein Gast sein.

Es dauerte auch gar nicht lange, so rumpelte der Wagen auf dem harten Erdboden vor, und Herr von Kreckwitz ließ sich sogleich hinauftragen.

„So, Junker," sagte er, als er ordentlich mit Stroh zugedeckt war; „nun legen Sie sich an meine Seite; in dem Busch hier nahebei knastert und knackert es fortwährend; es wäre doch ein fataler Streich, wenn wir zuletzt noch von österreichischen Plänklern gefangen genommen würden."

Herr von Barsewisch, nachdem er von seinem braven Tambour Abschied genommen und seine Fahne auf den Wagen gelegt hatte, setzte eben seinen gesunden Fuß auf das Vorderrad und faßte dann an den Leiterbaum, um sich daran emporzuziehen, als plötzlich vier Soldaten einen Lieutenant von Schladen, vom Prinz Carl'schen Infanterie-

Regiment herbeitrugen und ihn, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, neben Herrn von Kreckwitz in das Stroh legten.

Da nun aber der Wagen sehr schmal war und darauf nicht mehr als Zwei Platz hatten, so zog der arme Barsewisch traurig seinen Fuß wieder vom Rad herunter und wollte eben in die Stube zurückhumpeln, als Herr von Kreckwitz ihm nachrief:

„Es thut mir leid, Junker," sagte er wohlwollende Mann; „daß Sie wider meinen Willen auf dem Wagen keinen Platz finden; versuchen Sie einmal, ob Sie nicht auf meinem Pferde mit uns reiten können."

Das war allerdings ein Vorschlag zur Güte, und Herr von Barsewisch ließ sich auch sogleich auf das Pferd helfen und setzte sich, so gut es gehen wollte, im Sattel zurecht.

Als nun aber das Reiten losging, hatte der arme Junker, bei jedem Tritt, den das Pferd machte, die heftigsten Schmerzen und namentlich die Kugel zwischen den Schulterblättern brannte ihm wie höllisches Feuer.

So mochten sie sich ungefähr eine halbe Stunde fortbewegt haben, als der Hufschlag eines Pferdes an ihr Ohr schlug.

„Na; wenn das eine österreichische Patrouille wäre; dann müßte ja ein heiliges Donnerwetter d'reinschlagen!" fluchte der Lieutenant von Kreckwitz aus seinem Stroh heraus; „können Sie denn nichts sehen, Barsewisch?"

In dem Augenblick hörte das Pferdegetrappel auf.

„Allerdings sehe ich etwas," antwortete der Junker, nachdem er eine Weile in die Nacht hineingeschaut; „ungefähr zehn Schritte vor uns sehe ich ein Pferd."

„Na; wenn es blos Einer ist, werden wir vielleicht mit ihm fertig, trotz unserer zerschossenen Knochen," sagte der Lieutenant, nach dem Fahnenstock grabbelnd, um sich desselben nöthigenfalls als Waffe zu bedienen.

„Aber es sitzen zwei Menschen auf dem Pferde!" fuhr Barsewisch fort; „ich kann es jetzt ganz deutlich unterscheiden."

„Das wird ja immer hübscher!" brummte der Lieutenant; „vielleicht spukt es gar auf dem Schlachtfelde... obgleich es doch noch nicht einmal Mitternacht ist."

„Halt! Werda!" ertönte in demselben Moment eine laute Stimme.

„Gutfreund... und Verwundete!" antwortete von Kreckwitz, indem er versuchte, durch das Stroh zu sehen.

Das Pferdegetrappel klapperte wieder los und gleich darauf hielt ein Reiter neben dem Wagen, den die Anderen an der Reiherfeder an der Pelzmütze sogleich für einen Ziethen'schen Husaren erkannten.

„Guten Abend, meine Herren!" sagte er, höflich an die Mütze fassend, als der Wagen stillhielt; „da Sie verwundet sind, wird es Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich Ihnen einen Feldscheer bringe. Ich habe ihn auf

dem Schlachtfelde gefangen genommen und eine gute Beute von ihm erhalten, deshalb interressire ich mich für ihn und möchte ihn gern guten Händen übergeben."

„Aeußerst liebenswürdig von Ihnen, Herr Kamerad," sagte der Lieutenant von Kreckwitz; „wir haben zwar gar keinen Platz mehr auf dem Wagen und hinter dem Junker kann er auch nicht aufhucken, weil der so schon Schmerzen genug hat; aber einen Chirurgus unter diesen Umständen abzuweisen, wäre Blödsinn. „Versuchen Sie es daher," wandte er sich dann an den fremden Feldscheer, „und stellen Sie sich mit den Beinen von auswendig auf die Wagenbretter; wenn Sie sich dann mit beiden Händen ordentlich an der Leiter festhalten, ist es schon eine Möglichkeit, daß Sie es bis Neumarkt aushalten, wenn Ihnen die Arme nicht absterben."

Der Chirurgus ging freundlich auf das Anerbieten ein, rutschte von der Pferdekruppe hinter dem Husaren herunter, fiel erst nochmal in den Schnee und kletterte dann von auswendig an dem Wagen empor, wo er die Stellung einnahm, die ihm der Lieutenant von Kreckwitz angegeben hatte.

Der Ziethen'sche Husar wünschte gute Nacht und ritt in die Dunkelheit zurück; der Wagen setzte sich wieder in Bewegung.

Wie der gefangene Feldscheer unterwegs erzählte, war er vom Modena'schen Kürassier-Regiment, ein geborener

Niederländer von der französischen Grenze, der seine chirurgische Kunst auf der anatomischen Schule zu Lyon erlernt hatte.

Es war nicht weit von Mitternacht, als der Wagen endlich in der Dunkelheit und bei den schlechten Wegen in Neumarkt anlangte; da jedoch die Stadt mit Verwundeten, Versprengten und sonstiger Einquartierung überfüllt war, so mußten die bereits Halberstarrten eine geraume Zeit in den Straßen herumfahren, bis sie endlich nach vielem vergeblichen Klopfen und Fragen eine ziemlich große Stube, in einer zweiten Etage, bei einem Schuster bekamen.

Nachdem sich die Kranken mit Speis' und Trank, so gut es zu haben war, gestärkt und erquickt hatten, wurde jedem ein Lager zurechtgemacht, und der neue Feldscheer untersuchte den Zustand des Junkers von Barsewisch.

Die Halswunde hatte sich durch das lange Reiten bedeutend verschlimmert, und das Blut war in so starke Wallung gerathen, daß der Chirurgus erklärte, wenn die Kugel nicht sofort herausgeschnitten würde, könnte leicht der Brand hinzutreten und dann wäre keine Hülfe mehr möglich.

Das wäre nun alles recht schön gewesen; denn wenn es auch nicht zu den Annehmlichkeiten gehört, sich vor dem Schlafengehen im Fleisch herumschneiden zu lassen, so ist es doch immer noch besser, als elendiglich dem Tode zu

verfallen, namentlich wenn man ein blutjunger Mensch ist, dem das Leben noch viele Freuden bieten kann, wie gesagt, das wäre also alles recht schön gewesen, wenn der liebenswürdige Ziethen'sche Husar unserem Feldscheer, außer der ganzen Baarschaft, nicht auch sein silbernes chirurgisches Besteck und ganzes Verbandzeug weggenommen hätte.

Nun war allerdings guter Rath sehr theuer.

Instrumente waren nicht vorhanden, und die Kugel mußte noch vor Nacht herausgeschnitten werden, wenn nicht der Brand hinzutreten sollte; aber der liebe Gott hatte die Verwundeten, trotz allem Mißgeschick, doch wieder wunderbar gnädig geführt, indem Er sie zu einem Schuster gelangen ließ.

Der fremde Feldscheer nämlich verfiel auf den glücklichen Gedanken, sich von dem ehrlichen Schuhmacher ein altes, stumpfes Federmesser und einen Schusterpfriem zu borgen.

Nachdem er den Letzteren als Sonde angewandt und dem armen Junker damit durch die Halswunde bis zwischen die Schulterblätter gefahren war, wo die Kugel noch saß, begann er mit dem stumpfen Federmesser herzhaft drauf loszuschneiden und da der Herr von Barsewisch, mit zusammengebissenen Zähnen, ebenso herzhaft stillhielt, gelang es dem geschickten Arzt mit zehn oder zwölf Schnitten die Kugel glücklich herauszubringen.

Nachdem die Wunde auf dem Rücken verbunden war,

rieth der Chirurgus noch zu einem Aderlaß, weil dadurch einer Möglichkeit des Brandes vorgebeugt werde und das unfehlbar eintretende Wundfieber jedenfalls an Heftigkeit verlieren würde, und dann machte er sich die Spitze des alten Federmessers scharf und vollzog mit demselben den Aderlaß ebenso geschickt, wie er vorhin die große Operation ausgeführt hatte.

Dessenungeachtet blieb aber die Wunde des Junkers noch sehr gefährlich und erforderte die größte Vorsicht.

Am andern Morgen erfuhren die Verwundeten erst die näheren Ausführlichkeiten des großen und wunderbaren Sieges, den Gott der Herr gestern Seiner Majestät dem Könige verliehen hatte, und diese freudige und erhebende Nachricht war nicht die schlechteste Heilsalbe auf den schmerzenden Wunden der braven Soldaten.

Sie konnten auch von großem Glück sagen, daß sie noch eine eigene Stube bekommen hatten; denn von neuem strömte tagtäglich eine so große Anzahl von Verwundeten beider Armeen in Neumarkt zusammen, daß es zuletzt über 20,000 wurden und sie nicht mehr alle in den Häusern unterzubringen waren.

Obgleich sämmtliche öffentliche und Privatgebäude keinen Mann mehr fassen konnten; so blieben dessenungenoch viele übrig, die in Ställen und Scheunen und unter den Schwibbogen der Häuser ihr Lager aufschlagen mußten, welche letztere jedoch von der heftigen Kälte und dem fort-

während fallenden Schnee fast ebensoviel zu leiden hatten, wie von ihren schmerzenden Wunden.

Der wohlgesinnte Herr von Kreckwitz sorgte nun für einen leidlichen Mittagstisch und nahm, nachdem er einige Tage mit dem Junker und dem Feldscheer allein gewohnt, noch einige andere Blessirte auf, weil die Noth um Unterkommen mit jedem neuen Tage zunahm.

Die Angekommenen waren zwei Junker vom Regiment Meyerinck, ein Herr von Hertzberg, der durch die Wade, und ein Herr vou Blücher, der durch die Hüfte geschossen war; der dritte war ein junger Baron Gans Edler zu Putlitz, vom Ramin'schen Regiment, den eine Kartätschenkugel dermaßen am Hacken blessirt hatte, daß alle Knochen zersplittert und der Brand schon im Fuß fraß, weil der arme Junge einen Tag und zwei Nächte auf dem Schlachtfelde im Schnee gelegen hatte, bis er endlich gefunden und hierhergebracht worden war.

Der Feldscheer versprach ihn zu kuriren, wenn er sich entschließen wollte, den Fuß unterhalb der Wade abnehmen zu lassen.

Da er dies aber zu Anfang nicht nachgab und der Brand, in 48 Stunden, trotz aller angewandten Mittel, dergestalt zunahm, daß er bis zum Knie heraufgerückt war, so sagte es ihm der Feldscheer voraus, daß er höchstens noch 8 bis 9 Tage zu leben habe.

Noch war Hülfe möglich, wenn er sich entschloß, den

Fuß am Knie amputiren zu lassen; aber er zögerte und zögerte; als ihm jedoch der Brand schon beinahe bis zum Unterleibe emporgestiegen war, erfaßte ihn eine fürchterliche Angst und er bot dem Feldscheer 1000 Thaler, wenn er ihn am Leben erhalten wollte.

Da war es aber nicht mehr möglich und er starb den neunten Tag, nachdem ihm der Brand allmählich bis zum Herzen trat, ganz sanft und ohne Schmerzen neben dem Bett des Junkers von Barsewisch, dem er noch Grüße an seine Eltern in Mecklenburg auftrug, deren einziges Kind er war, damit sie doch wüßten, was aus ihm geworden und wo man ihn begraben hätte. —

Nach dem Tode des jungen Putlitz verfiel Herr von Barsewisch in ein Wundfieber, das mehrere Tage anhielt, doch die Wunde selbst besserte sich unter der Pflege des geschickten Feldscheers zusehends.

Nachdem in langsam fortschreitender Genesung sechs bis sieben Tage vergangen sein mochten, kam aber eines Morgens eine recht betrübende Nachricht, nämlich die Ordre aus dem Hauptquartier, daß alle gefangenen Regiments-Feldscheerer, Feldprediger &c., nicht unter die Gefangeneu zu rechnen seien und daher die Erlaubniß erhielten, zu ihren Regimentern zurückzukehren.

Der Abschied von dem guten Chirurgus wurde den Verwundeten recht schwer; aber der liebe Gott, der ihn auf so wunderbare Weise geschickt hatte, half auch wieder

weiter und führte, trotz der unsäglichen Betrübniß, alles zum guten Ende.

Dem Junker von Barsewisch gab der scheidende Feldscheer noch den Rath, er sollte sich, wenn ihm sein Leben lieb wäre, keinem unerfahrenem Wundarzt anvertrauen und niemals zugeben, daß die Wunde am Halse, wo der Schuß hineingegangen, noch einmal geschnitten und weiter geöffnet würde, weil, wie er ihm im Spiegel zeigte, die beiden Adern ganz bloß lägen.

Am andern Tage, nachdem der österreichische Regiments-Feldscheer die Stadt Neumarkt verlassen, kam ein anderer Chirurgus zum Verbinden der Verwundeten.

Schon als er den Lieutenant von Kreckwitz vornahm, schnitt dieser unter der ungeschickten Behandlung fürchterliche Gesichter, und als es ihm schließlich zu toll wurde, versetzte er dem Chirurgus mit seinem gesunden Fuß einen so kräftigen Tritt, daß Jener bis an die Wand flog und mit dem Kopf so laut dagegenstieß, daß es durch's ganze Zimmer knallte.

„Kommen Sie mir nicht wieder zu nahe!“ schrie ihn von Kreckwitz an; indem er sich selbst die Bandagen umlegte; „Sie thun mir mehr Schaden als Nutzen!“

Der Chirurgus wagte es nicht, gegen den ihm vorgesetzten Officier aufzusprechen; aber machte ein verbissenes Gesicht und trat dann mit bedeutend übler Laune zu Herrn von Barsewisch.

Als er ihm den Verband abgenommen und die Wunde besehen hatte, schüttelte er mit dem Kopf und holte eine große Scheere aus seinem Besteck.

„Was wollen Sie denn machen?“ fragte ihn der Junker, ein wenig zurückweichend.

„Die Wunde ist viel zu klein und muß bedeutend größer geschnitten werden, sagte der Chirurgus, indem er Herrn von Barsewisch mit der Scheere wieder auf's Leib rückte.

„Nein,“ rief dieser, mit seinem Stuhl noch weiter zurückrutschend; „ich lasse mich auf keinen Fall mehr schneiden; verbinden Sie mir die Wunde und damit gut!“

Der Chirurgus wurde puterroth im Gesicht, steckte seine große Scheere wieder in's Besteck, nahm seinen Hut und verließ ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

„Der kommt nicht wieder, und das ist mir auch sehr angenehm,“ lachte der Lieutenant von Kreckwitz; ich habe unserem Feldscheer soviel abgelernt, daß ich mich zur Noth allein verbinden kann.“

Der Junker befand sich glücklicher Weise in derselben Lage. Indem er sich mit dem Rücken gegen einen Spiegel setzte und sich einen kleineren Spiegel vor das Gesicht hielt, konnte er sich von dem Zustande seiner Wunde genau überzeugen und sich, so schwer es ihm auch im Anfang wurde, selbst verbinden.

Endlich kam denn auch wieder ein besserer Arzt, der

den Lieutenant von Kreckwitz und den Junker von Barsewisch vollständig heilte, und an dem Tage, wo der Officier seinen ersten Ausgang machte, schickte ihm der König, in Anerkennung seiner bewiesenen Tapferkeit, den Orden pour le mérite.

Ein solcher Augenblick entschädigt vollkommen für monatelange Qualen und Schmerzen.

Und dann erst die Erinnerung!

Wenn der junge, tapfre Soldat alt und schwach geworden und er als Vater oder gar als Großvater vor der Thür seines kleinen Hauses, im Schatten des davorstehenden Baumes, seine kurze Pfeife dampft, dann denkt er wohl oft zurück an die große, schöne Zeit seiner Jugend.

Wenn aber vom alten Kirchthurm herab, in langsamen Schlägen die zwölfte Stunde ertönt, wenn die Thür des niedrigen Schulhauses sich öffnet, um die flachshaarige Jugend herauszulassen; und wenn dann Euer eigner Sohn oder Großsohn, wie ein junges Füllen, mit einem Satz auf Euren Schooß springt, den Landkarten-Atlas aufschlägt und mit dem Finger hineinzeigend ausruft:

„Sieh 'mal, Vater; das ist Schlesien... oder Schleswig Holstein... oder Hannover, Hessen und Nassau... das haben die Preußen in den und den Jahren erobert!" Dann schlägt Euch das alte Herz mit einem Male so schnell, wie in den schönen Tagen Eurer Jugend, und wenn Ihr einige Minuten später um die dampfende

Suppenschüssel herumsitzt, dann erzählt Ihr Eurer Familie, wie es damals zugegangen, und wie der König und die Königlichen Prinzen zu Euch gesprochen, und wenn dann Eure Frau mit Stolz zu Euch hinüberblickt und Euch unvermerkt den besten Kloß auf Euren Teller legt, und wenn Euer Junge vor Verwunderung den Mund aufreißt und das Essen vergißt, das ihm doch sonst über Alles geht; dann zieht es doch wieder so wohlthuend durch Eure Seele, als wenn die Schlachten, von denen Ihr erzählt, erst heute gewesen wären.

Oder wenn Ihr die ganze Woche schwer gearbeitet habt und Ihr zieht dann am Sonntagsmorgen den guten Rock an, dann leuchtet Euch das Ehrenzeichen am schwarzweißen Bande entgegen, und der alte, krumme Rücken richtet sich grader und stolzer empor, wenn Ihr, mit dem Gesangbuch unter dem Arm, nach der stillen Dorfkirche schreitet, und Ihr fühlt wieder so recht lebhaft, was Ihr seid und was Ihr gethan, und dieses Gefühl Eures Werthes giebt Euch wieder Kraft und Frische zur schweren Arbeit der nächsten Woche.

Das ist das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, das bis zum letzten Augenblick in der Menschenbrust ausharrt und das alte Herz erwärmt, selbst wenn die Glieder schon das erkaltende Vorgefühl des nahen Todes empfinden.

Das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht ist ein sanftes Schlummer- und Sterbekissen. —

Der Junker von Barsewisch machte den ganzen siebenjährigen Krieg mit, erhielt noch manche Wunde und wurde zuletzt General-Quartiermeister-Lieutenant.

Als ein Nachkomme von ihm die Handschrift des Tagebuches, dem diese Erzählung entlehnt ist, im Jahre 1857 Seiner Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. ehrerbietigst überreichte, geruhte der unvergeßliche Monarch seine Anerkennung in nachfolgendem Schreiben auszudrücken:

„Das interessante Tagebuch Ihres Großvaters ist Mir eine rechte Freude, und ist Mir lieb, grade heute, als an dem einhundertjährigen Gedächtnißtage eines Hauptehrentages desselben (Schlacht bei Leuthen) Ihnen meinen Dank dafür aussprechen zu können. Auch die Gesinnungen und Wünsche, die Sie in Ihrem Schreiben für meine Person ausdrücken, thun Mir wohl. Wir stehen Alle in Gottes Hand — möge es Ihm gefallen, auch Ihre Gesundheit wiederherzustellen, die Sie in Meinem und des Vaterlandes Dienst verloren haben.

Charlottenburg den 5ten December 1858.

(gez.) Friedrich Wilhelm.“

4.

Der Hirschreiter.

Eine Einquartierungsgeschichte aus Holstein
im Jahre 1849.

Der Hirschreiter.*)

Eine Einquartierungsgeschichte aus Holstein im Jahre 1849.

Es war ein prächtiges Wetter, als unser freiwilliges Jägercorps im Jahre 1849 eines Sonntags Nachmittags auf das kleine Dorf H.... zumarschirte. Die Sonne schien freundlich; das heißt, sie brannte nicht so toll, aber sie versteckte auch nicht, ab und zu, ihr strahlendes Gesicht hinter einem Paar dunkler, schwarzer Wolken, um mit uns blinde Kuh zu spielen, sondern lachte uns so recht herzlich an, und ihre kleinen Kinder, die Strahlen, hatten so viel Freude an unseren blanken Gewehren, daß sie es gar nicht satt bekommen konnten, darauf herumzuspielen.

Das war an jenem Tage wirklich eine Lust zu marschiren, und wir sangen so viele schöne Lieder, daß die kleinen Vögel in der Luft vor lauter Verwunderung stillschwiegen. Unser Major, der heute auch gerade so recht oben auf war, hatte auch seinen Spaß daran, und als

*) Einer plattdeutschen Mittheilung nacherzählt.

wir uns heiser gesungen hatten, war er so gut, und ließ uns von der Musik so recht etwas Lustiges aufspielen, daß uns die Beine nur immer so unter dem Leibe wegflogen, als wenn wir einen Parademarsch machen sollten.

Eine jede Compagnie hatte gewöhnlich ihren Spaßmacher, solch unglückliches Menschenkind, das gewöhnlich herhalten mußte, wenn andere Leute sich ein bischen Zeitvertreib machen wollten.

Der Spaßmacher von unserer Compagnie war ein echtes Hamburger Kind, ein Kahnschiffer von Profession und ein gewaltig komischer Kerl, der immer etwas zu lachen hatte. Der Scherz ging ihm niemals aus; immer hatte er etwas Frisches und wollte ihm Alles nicht glücken, dann fing er an seinen besten Freund aufzuziehen, das war der Schulmeister, das heißt eigentlich so Einer der die Schulmeisterei erst lernen wollte und noch nicht auf dem Seminar gewesen war. Aber ein komischer Kerl war er auch, das muß man ihm lassen.

Der obere Theil seines Körpers war eigentlich gar nicht so uneben, aber unten sah er verteufelt schäbig aus. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht solche krumme Beine gesehen und dazu hatte er noch Plattfüße. Marschiren konnte er aber wie ein Daus; immer war er vorne, wenn es zum Essen oder ins Quartier ging, und bloß wenn die blauen Bohnen die Luft unsicher machten, lief er, daß er hinter der Fronte kam. Man kann gerade

nicht sagen, daß er sich fürchtete, Gott bewahre! denn wenn sie ihn da hinten fragten: „Na Schulmeister! Wo willst Du denn so schnell hin?" dann schrie er ganz ärgerlich: „Ach, was! Sie haben mich da vorne immer zum Narren!"

Der Schulmeister war nun des Kahnschiffers bester Freund; sie standen zusammen im Gliede, hatten einen Löffel und eine Pfeife zusammen und lagen Abends auch immer bei einander im Stroh. Passen thaten sie eigentlich nicht zu einander, aber das war egal, sie waren doch die besten Freunde, und wenn der Kahnschiffer den Schulmeister auch oft zum Narren hatte, so litt er doch nicht, daß ihm andere Leute zu nahe kamen.

Der Schulmeister hatte ein gutes Herz und trug nichts nach und hatte es sein Freund auch wirklich einmal etwas zu toll gemacht und ihn erzürnt, so brauchte der ihm bloß ein paar Mal über die Backen zu streichen und zu sagen: „Na, sei nicht böse, Hans!" und Alles war wieder vergessen. Heute hatte der Kahnschiffer den Schulmeister auch wieder gehörig vorgehabt und konnte gar nicht aufhören über seine Teckelbeine zu spotten, so daß der Schulmeister zuletzt ganz böse wurde und sagte: „Laß mich in Ruhe, Hamburger!" — Aber nun ging der Skandal erst recht los und von allen Seiten zogen sie über den armen Hans her und es gab ein mörderliches Gelache und Geschrei, bis auf einmal „Schritt gehalten!" com=

mandirt wurde, und als wir die Augen aufmachten, sahen wir, daß wir unser Quartier vor uns hatten, wo wir ein paar Tage Rast haben sollten.

Das kleine Dorf sah ganz nett aus, lag beinahe mitten in einem grünen Walde und dicht vorüber floß das klare Wasser der Schlei. Hier waren noch gar keine Soldaten hergekommen und man hatte dort von dem ganzen Kriege noch nichts weiter bemerkt und gehört, als, ab und zu, einmal ein paar Kanonenschüsse aus der Ferne. Das war uns auch ganz angenehm; denn wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und wir konnten gewiß überzeugt sein, daß wir hier gute Tage haben würden, wie sie unser Herrgott im Himmel nicht besser hat.

Als wir am ersten Hause ankamen, mußte unsere Musik wieder etwas Lustiges aufspielen und, hast du nicht geseh'n! war das ganze Dorf versammelt und sperrte Mund und Nase auf, was da wohl los wäre.

Und wie jauchzten sie und schrieen „Hurrah!“ als sie uns zu sehen bekamen! Alt und Jung, Groß und Klein, war ganz wie unklug. Der Eine warf seine Mütze in die Höhe, der Andere schoß einen Purzelbock und noch ein Anderer lief in den Krug, als wenn ihm der Kopf brennte und holte ein Viertel Branntwein.

Den jungen, schmucken, drallen Dirnen mit ihren bunten Mützen und rothen Röcken lachte das Herz unter dem Mieder, als sie alle die hübschen Jäger in den präch-

tigen Uniformen zu Gesicht bekamen. — Aber sie waren doch gewaltig scheu; die Eine steckte sich immer hinter die Andere und doch wollten sie gerne Alles sehen und dann stieß die Eine die Andere immer in die Seite und wisperte ihr in die Ohren, bis sie sich dann zuletzt doch nicht länger halten konnte und ganz laut rief: „Sieh' mal, Anna, was für'n Hübscher!“ — Und sah so ein schmucker junger Jäger einmal hin nach einer kleinen Bauerndirn' und nickte ihr freundlich zu, dann wurde sie so roth über's ganze Gesicht, wie ein Krebs, und wußte gar nicht, was sie vor Verlegenheit angeben sollte.

Als wir endlich nach einem großen, freien Platz marschirt waren, wurde „Halt“ commandirt und nun bekamen die Bauern erst zu wissen, daß wir ein paar Tage bei ihnen im Quartier liegen sollten. War die Freude noch nicht groß genug gewesen, so wurde sie es jetzt, das war ein Jubel und kein Ende und Einer wollte immer mehr Einquartierung haben als der Andere.

„Rührt Euch!“ schrie der Major, als die Quartierzettel ausgetheilt wurden, und nun ging die Bescheerung los. Die Unterofficiere machten gleich Brüderschaft mit der Schnapsflasche, und die Jäger liefen nach den Mädchen und gingen ziemlich ungenirt mit ihnen um, und schmeichelten und streichelten, daß sie bald ganz vertraut mit ihnen wurden und daß manche kleine Dirne, die erst ganz scheu und bange gethan hatte, versprach, des Abends

um neun Uhr bei der großen Eiche vor dem Dorfe zu sein.

Auf meinem Quartierzettel stand: „Hans Höhnk.“ — Ich wollte gerade einen kleinen Jungen fragen, wo der Bauer Hans Höhnk wohne, als ich auf einmal dicht hinter mir eine Baßstimme schreien hörte: „Jungens! Wer von Euch soll zu Hans Höhnk?“ —

Ich drehte mich um und sah einen Mann vor mir stehen, dem ich es gleich ansah, daß er die Worte wohl gesprochen haben mußte. Er war mindestens noch einen Kopf größer als unser Flügelmann, der auch gerade kein Zwerg war, und hatte ein paar mächtige, breite Schultern und Arme und Beine wie ein Pferd. — „Potz Tausend! Der muß Kraft haben!“ dachte ich, und gleich sollte ich es gewahr werden.

Als der Riese noch einmal anfing zu schreien: „Wer von Euch soll zu Hans Höhnk?“ gab ich ihm meinen Zettel. Neugierig sah er mich darauf an, von oben bis unten; aber kaum hatte er meine Fähnrichstressen und meinen langen Säbel bemerkt, so brüllte er wieder los: „Hurrah! Ich hab' 'nen Fähnrich!!“ — Und eins, zwei, drei, nahm er mich auf den Arm, wie ein kleines Kind, und trabte mit mir auf und davon.

Ich hatte schon Vieles in der Welt erlebt, aber so etwas war mir denn doch noch nicht vorgekommen. Ich ärgerte mich nicht wenig, daß ein Bauer so mit mir

umsprang, mit mir, einem Fähnrich, der doch eine Respectsperson war in der Compagnie und der sein Ansehen aufrecht erhalten mußte. Der Major und die Officiere hielten sich den Bauch vor Lachen und weinten die hellen Thränen, und die Jäger schrieen ganz verwundert: „Herr Jesus! Wo will denn der mit uns'rem dicken Fähnrich hin?“ Hans Höhnk trabte aber immer weiter mit mir und kehrte sich nicht an all mein Strampeln. Ich sah auch bald genug ein, daß das durchaus nichts half, denn der Kerl hielt mich so fest wie ein Schraubstock; ich konnte also nichts Besseres thun, als die ganze Geschichte für einen Spaß aufzunehmen und gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Ich zog also meinen Säbel aus der Scheide und commandirte: „Marsch! marsch!“ und Hans Höhnk lief wie das beste Pferd. —

In drei Minuten war er mit mir zu Hause. — Zum Glück wurde ich bei Zeiten gewahr, daß dort nur eine niedrige Hausthür war, sonst hätte er mir in seiner Freude auch wohl noch den Kopf abgerissen. — „Halt an, Hans Höhnk!“ rief ich, „Purrr!“ — Das half; denn er stand sofort gehorsam still und setzte mich ganz sachte auf die Erde. Mit dem gutmüthigsten und freundlichsten Gesicht von der Welt drückte er mir nun zum Willkommen so furchtbar die Hand, daß ich vor Schmerzen beinahe laut aufgeschrieen hätte. — Er mußte es aber doch wohl nicht für ganz passend gehalten haben, daß er

mich auf dem Arm nach Hause getragen denn er sagte nach einer kleinen Weile: „Herr Fähnrich, Sie haben es mir doch wohl nicht übel genommen; ich freute mich so unbändig, daß ich mich nicht mehr halten konnte!“

Was war da zu machen!? — Ich hätte es natürlich lieber gesehen, wenn er sich nicht so unbändig gefreut hätte; denn meinen Kameraden war das gewiß noch lange Zeit Wasser auf ihre Mühle und meine Hand that mir auch noch gewaltig weh; aber ich machte doch solch freundliches Gesicht, wie ich nur irgend konnte, und sagte, daß es mir ein außerordentliches Vergnügen gemacht hätte. Da fing er noch einmal an „Hurrah!“ zu schreien, daß die Fenster klirrten, und als seine Alte herauskam und fragte: „Zum Teufel, Kinder, was ist denn hier los?“ so hätte wenig gefehlt, daß er mich wieder auf den Arm genommen und mit mir auf dem Hausflur herumgetanzt hätte. Seine Frau freute sich auch gewaltig über die große Ehre, daß sie einen Fähnrich mit einem großen Säbel in's Quartier bekommen hätte, und wußte gar nicht, was sie mir Alles zu Liebe thun sollte. — Eins, zwei, drei hatte sie die Kaffeekanne hereingebracht und Butterbrot und Käse auf den Tisch gesetzt, damit ich ein Bischen Frühstück zu mir nehmen sollte.

Mit seiner verdammten Freude und Freundlichkeit hätte mir nun Hans Höhnk beinahe wieder Schaden gethan, denn er goß mir so viele Tassen Kaffee ein und

pfropfte mir so viele Butterbrode hinunter, daß ich gar keine Luft mehr bekommen konnte. Endlich ließ er mich zufrieden und nun machte ich, daß ich nach meiner Stube kam, wo ich mich in einen Lehnstuhl warf und nach Luft schnappte. Mein Bursche mochte mich wohl für nicht recht gescheidt halten, denn er machte ein ganz verwundertes Gesicht, als ich anfing über mein schlechtes Quartier zu schimpfen. — „Herr Fähnrich," sagte er, „das ist ja ein reizendes Quartier; ein besseres finden wir nirgends." — Nach seinem Sinn hatte er Recht; denn er war ein Freßsack, der mit seiner Portion niemals auskam, und sich heute einmal wieder ordentlich satt gegessen hatte, während ich zuviel bekommen hatte und dem Platzen nahe war.

Nach einigen Tagen machte ich es meinem guten Wirth aber begreiflich, daß ein Fähnrich nicht so viel essen kann wie ein Bauer, und er ließ dann auch sein Nöthigen sein; aber jeden Mittag, wenn ich meine Gabel fortlegte, sah er mich ganz wehmüthig an, schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Herr Fähnrich, Sie müssen aber wahrhaftig mehr essen, Sie werden mir sonst gewiß und wahrhaftig mager!"

Wir wurden nun mit jedem Tage bessere Freunde und er drückte mir jetzt anch nicht mehr so gewaltig die die Hand, als er merkte, daß ich das nicht vertragen konnte. Ich konnte ihn zuletzt auch ganz gut leiden, denn

wenn er mir auch manchmal freundschaftlich mit der Faust auf den Rücken paukte oder mich mit der Mistforke kitzeln wollte, so war er doch im Ganzen ein prächtiger Kerl und meinte es sehr gut mit mir.

Was hatte der Mensch aber für Kräfte, das war etwas Gewaltiges. Er konnte ein Pferd auf seinem Rücken tragen, und einmal sah ich ihn, unter jedem Arm eine Tonne Erbsen, die steile Bodentreppe hinauflaufen, und dabei rauchte er ganz vergnügt seine kurze Pfeife, als wäre das gar nichts. Der liebe Gott weiß das Alles doch eigentlich prächtig einzurichten: hitzige Leute, denen immer gleich das Feuer aus dem Dach herausbrennt, sind meist nur schwächlich und klein, und die großen Kerls, die Bärenkräfte haben, sind so sanft und gutmüthig, und brauchen ihre Kräfte gar nicht, wenn sie einmal angegriffen werden.

So war es auch mit Hans Höhnk; er war so gutmüthig und ließ sich lieber schlagen, als daß er selber Prügel austheilte. Das Zeugniß gab ihm auch sein Schulmeister, der ihn acht Jahre unter der Fuchtel gehabt hatte. Dumm war Hans Höhnk eigentlich nicht, denn als er confirmirt werden sollte, konnte er schon ganz passabel lesen, wenn er sich mit dem Buchstabiren ein bischen Zeit ließ; und wenn er im Schreiben und Rechnen immer der Unterste in der Schule war, so lag das, wie der Schulmeister meinte, bloß daran, daß er keine Anlagen dazu hatte. Sonst mußte er bei alledem doch ein kluger Junge

gewesen sein, denn Ostern und Martini brachte er stets ein wunderschönes Zeugniß mit nach Hause, worin hübsch und deutlich zu lesen stand, daß Hans Höhnk immer fleißig und aufmerksam gewesen wäre und gewaltig viel gelernt hätte. Die bösen Jungen sagten freilich; das käme von den Eiern und den fetten Gänsen, die immer auf den Küchentisch des Schulmeisters gelegt würden; aber wenn man Alles glauben will, was die Leute sagen, dann hätte man viel zu thun.

Als Hans confirmirt werden sollte, sprach der Schulmeister freilich ganz anders und sagte, daß Hans so dumm und dämlich wäre, wie seines Vaters Kälber; aber das hatte wieder seine eigenen Gründe.

Der Schulmeister hatte nämlich die häßliche Angewohnheit, wenn er die Jungen schlagen wollte, dann ihre Köpfe zwischen seine Beine zu stecken, weil es ihm dann besser und bequemer zur Hand war. Hans Höhnk hatte nun auch einmal etwas begangen, und der Schulmeister nahm ihn beim Kragen, steckte seinen Kopf zwischen seine Beine und walkte ihn tüchtig durch. Hans Höhnk heulte und schrie und gelobte hoch und theuer, er wollte es nicht wieder thun, aber das half Nichts; der Schulmeister ließ sich nicht stören, sondern prügelte darauf los, was das Zeug halten wollte. Zuletzt wurde es aber doch Hans Höhnk zu arg und er richtete sich in die Höhe, daß der Schulmeister mit dem Kopfe an die Decke stieß.

Die anderen Jungen wollten sich beinahe krank lachen, als sie das sahen. Das machte sich aber auch wirklich zu pudelnärrisch, als der große Hans Höhnk mit dem Schulmeister auf dem Nacken dastand und sich die Thränen abwischte und dann vergnügt anfing zu lachen.

Der Schulmeister aber wurde furchtbar wüthend und hätte den Hans gewiß zu Schanden geschlagen, wenn er auf der Erde gestanden hätte. Hans wollte ihn aber nicht eher niedersetzen, bis er ihm versprochen hätte, ihn nicht mehr zu schlagen.

Als der Schulmeister das nun endlich thun mußte, weil die Jungen immer toller und ungebärdiger wurden, setzte ihn Hans ganz sachte und behutsam auf die Dielen. — In der Schule konnte Hans aber nun nicht mehr bleiben und er wurde mit einer fürchterlichen Strafrede weggejagt. Da es schon dicht vor der Confirmation war, so machte das auch soviel nicht aus; denn Hans wußte seinen Katechismus ebenso gut als die andern. — Der Schulmeister konnte ihm aber den Streich nicht wieder vergessen und trug es ihm noch lange Zeit nach. Seit jener Zeit hat er aber nie wieder einen großen Jungen auf seine Manier durchgeprügelt.

Als ich Hans Höhnk kennen lernte, war er wohl zu Anfang der Dreißiger und hatte eine ganz gewaltige Stärke. Im Dorf hatten sie ihn oftmals zum Narren, aber er

ließ sich das ganz ruhig gefallen oder merkte es auch wohl gar nicht.

Die gewöhnliche Redensart, wenn sie im Krug mit ihm zusammenkamen, war immer: „Mensch, Hans Höhnk, ich glaube, Du kannst wohl 'nen Hirsch halten!" — Und dann fing Hans Höhnk meistentheils an zu lachen und pflegte zu antworten: „Ach nein, Junge; das glaub' ich nicht!" —

Das kitzelte ihm aber immer durch und durch, wenn die Leute von seiner großen Kraft sprachen und er hörte es gewaltig gern, wenn sie so etwas zu ihm sagten. Ein jeder Mensch hat ja seine schwache Seite, bei der er leicht zu fassen ist. — Der Eine hat dies und der Andere jenes Steckenpferd auf dem er gern reitet, und Hans Höhnk mochte das gar zu gern hören, wenn die Bauern zu ihm sagten, daß er wohl einen Hirsch festhalten könnte.

Ein Sprichwort sagt: Vor Unglück kann kein Mensch, und wem ein Unglück passiren soll, der fällt auf den Rücken und bricht sich die Nase, und wenn man vom Teufel spricht, dann ist er nicht weit. — Hans Höhnk sollte das auch bald erfahren.

Einstmals... es war grade in der Ernte und gewaltig heiß... wollte er nach seinem Felde gehen und einmal zusehen, ob seine Leute auch fleißig wären und Alles so gemacht hätten, wie es seine Anordnung gewesen

war. Da er kein Freund vom vielen Laufen war, so ging er einen Richtsteig durch's königliche Holz.

Als er nun mitten darin ist, sieht er plötzlich unter einem Baume einen Hirsch liegen und schlafen. Hans Höhnk steht still und rührt sich nicht; das Herz pocht ihm vor Freude... er dachte an seine Freunde und Nachbarn, die immer sagten, daß er wohl einen Hirsch festhalten könnte... und nun — nun lag da einer... Der Spaß, däuchte ihm, müßte versucht werden. Er wußte nur blos nicht, wie er das anfangen sollte, daß der Hirsch ihn nicht stieße; denn vor seinen Hörnern hatte er doch einen gewaltigen Respect.

Das Thier schien tüchtig abgejagt zu sein und hatte ihm den Rücken zugekehrt. Der Wind stand auch so, daß er keine Witterung von ihm bekommen konnte, und Hans dachte: „Wenn ich mich ganz leise an ihn heran schleiche und erst über ihm stehe, dann will ich ihn schon halten!“ Als er das so hin und her überlegte, wurde seine Lust noch größer und schnell zog er die Jacke und Schuhe aus und schlich auf den Strümpfen näher heran.

Der Hirsch merkte noch immer nichts. — Hans Höhnk wurde nun immer dreister und dachte: „Den da will ich schon kriegen!“ — Noch zwei Schritt ist er von ihm entfernt, da kann er sich nicht länger halten — wie ein Tiger springt er mit einem gewaltigen Satz auf den Hirsch und drückt den Kopf mit dem Geweih zu Boden.

Der Hirsch, ganz erschrocken über den Reiter, springt in die Höhe, und macht einen Satz wohl zehn Fuß weit.

Dabei hatte das Thier den Kopf soweit zurückgeworfen, daß das große Geweih Hans Höhnk's dicke Lenden eingeklemmt hatte, so daß er nicht wieder loskommen konnte. Hans Höhnk in seiner Todesangst schrie: „Prrr! Prrrr!! — Will er wohl steh'n! — Prrrr!!!" — und wollte absteigen; aber er konnte nicht: er saß so fest, als wenn er angeschraubt wäre. Der Hirsch machte noch ein paar Sätze, um seinen Reiter abzuwerfen, und als ihm das nicht glücken wollte, fing er an zu laufen, als wenn der Teufel hinter ihm wäre.

Hans, der sonst sehr steif und ungeberdig war, bückte sich bald vorn, bald hintenüber, wie ein Kunstreiter, um seinen Kopf nicht an den Baumzweigen entzwei zu stoßen.

Ich war um diese Zeit auch gerade nach dem Felde hinausgegangen, um nach der Ordnung zu sehen, und die Leute wollten grade mit dem letzten Fuder nach Hause fahren, als ein Junge, der eben auf dem Fuder saß, schrie: „Halt't 'mal still! da kommt 'was!"

Der Junge war ein naseweiser Bengel, der gern Witze machte, deshalb sagte der Großknecht zu ihm: „Junge, willst Du wohl ruhig sein!" Aber die Anderen fingen nun auch an zu schreien: „Halt't still! Was ist das? Was kommt da her?„

Ich blickte nun auch hin und sah einen Menschen auf einem Thiere auf uns zu sausen.

„Jesus!“ schrie der Junge, „das ist ja unser Herr, Hans Höhnk... er reitet auf 'nem Hirsch!“

Und richtig es war so. Als er näher kam, schrie ihm der naseweise Bengel von Junge entgegen: „Na, Herr; wo wollt Ihr denn so schnell hin?“

Wie ein Blitz aber sauste Hans Höhnk an uns vorüber, und wir hörten ihn blos sagen: „Das weiß Gott und der Hirsch!“

Ich sagte zu den Anderen: „Kinder, wir müssen ihm nach, das geht nicht!“

Und schnell warfen wir uns auf die Pferde und setzten hinter ihm drein. Das war gut, daß wir das gethan hatten; denn der Hirsch wäre sonst mit seinem Reiter in den Sumpf gelaufen und wir kamen gerade zu rechter Zeit, um ihn vor'm Ertrinken zu retten.

Als wir Hans Höhnk losgemacht hatten, sagte er kein Wort. Der naseweise Junge, der das Necken nicht lassen konnte, fragte ihn: „Na, Herr! geht das gut, auf 'nem Hirsch zu reiten?“ Als ihm aber darauf Hans Höhnk seine fünf Finger in's Gesicht schmiß, stellte er auch seine Conversation ein.

Die Leute im Dorf wollten sich todtlachen, als sie von der Geschichte hörten, und Hans Höhnk mußte noch lange Zeit damit herhalten.

Das sind nun schon sieben Jahre her und Hans Höhnk hat schon einen ganzen Berg Kinder mit seiner Frau, aber jedesmal, wenn er ein Hirschgeweih sieht, kratzt er sich den Kopf und macht ein grimmiges Gesicht.

Als ich vor vier Wochen im Schleswig'schen war, sagte Einer im Gasthause zu ihm: „Hans Höhnk, ich glaube, Du kannst 'nen Hirsch halten!“

Hans Höhnk aber antwortete nichts, sondern trank sein Glas aus und ging aus der Stube, so ärgerte ihn das.

Druck von Carl Koepsel, Berlin, Krausenstr. 38.

Winterfeld, Adolf <<von>>,

Humoresken für Sopha und Eisenbahn-Coupé Von A. von Winterfeld

Bd.: 1

Berlin 1868